1,20DM/Band 122

Neuer Roman

BASTEI

GESPENSTER-KRIMI

Zur Spannung noch die Gänsehaut

JASON DARK

Der Fluch aus dem Dschungel

Schweiz Fr 1.50



Der Fluch aus dem Dschungel

Gespenster Krimi Nr. 122

von Jason Dark

erschienen am 13.01.1976

Titelbild von Maroto

Sinclair Crew

Der Fluch aus dem Dschungel

Sie stammte aus einer Zeit, die Jahrhunderte zurücklag. In einem fernen Winkel der Erde war sie von einem geschickten Künstler angefertigt worden. Danach hatte sie ein Zauberer bekommen, der mit den Mächten der Finsternis paktierte. Er hatte ihr ein gefährliches Leben eingehaucht und sie dann dem König geschenkt. Die Zeit verging. Lange sah man nichts von ihr, bis sie ein Kaufmann aus Amsterdam auf einer seiner zahlreichen Reisen erwarb und sie in sein Arbeitszimmer hängte. Niemand ahnte, welch eine Gefahr sie barg. Sie – die Totenmaske…

Der Mann rauchte seine Zigarette in der hohlen Hand. Wie ein Denkmal stand er in der Einfahrt zwischen zwei alten, windschiefen Häusern.

Irgendwo schlug eine Uhr zwölfmal.

Mitternacht, Geisterstunde!

Der Mann warf seine Zigarette auf den Boden und trat sie mit dem rechten Absatz aus. Dann stellte er den Mantelkragen hoch und zog sich eine Strickmütze über den Kopf.

Regennaß glänzte die Straße entlang der Häuserzeilen. Immer noch trieb ein feiner Sprühregen über die Fahrbahn. Im nahen Licht der einzelnen Laterne sahen die feinen Tropfen aus wie glitzernde Perlen. Die Straße war leer. Nicht einmal Katzen wagten sich bei diesem Wetter nach draußen. Im ewigen Rhythmus klatschten die Wellen der Grachten-Kanäle gegen die Kaimauer. Bootskörper rieben aneinander. Irgendwo tutete die Sirene eines Dampfers. Das Geräusch klang seltsam hohl. Es wurde durch die über dem Wasser hängenden Nebelschwaden gedämpft.

Der Mann in der Einfahrt ging einen Schritt vor und blickte die Straße hinab.

Niemand war zu sehen. Der Mann lächelte schmal. Wie ein Aal wand er sich aus der schmalen Einfahrt. Jetzt war er in seinem Element. Seine Schritte wurden durch die dicken Kreppsohlen unter den Schuhen fast bis zur Geräuschlosigkeit gedämpft. Der Atem des Mannes stand als weiße Wolke vor seinem Mund.

Ungefähr dreißig Meter hatte der Mann zu laufen. Dann stand er vor seinem Ziel.

Es war eines der alten Amsterdamer Kaufmannshäuser, mit viel Stuck an der Fassade und großen, hohen Fenstern. Neben der doppelflügeligen Eingangstür glänzte ein Messingschild.

»CORNELIUS COMMER Ex- und Import von Stoffen aller Art«

Der Mann grinste. Stoffe, dachte er, daß ich nicht lache. Commer handelte mit Antiquitäten, die er unverzollt nach Holland schaffte. Und gerade darum hoffte der Mann einiges in dem Haus zu finden.

Der Dieb kannte sich bestens aus. Er hatte Tage gebraucht, um alles auszukundschaften. Nur in der Wohnung, da war er noch nicht gewesen. Er hoffte allerdings, dort die wertvollsten Gegenstände zu finden, die er hinterher zu gutem Geld machen konnte.

Das Schloß der Haustür bereitete ihm keine Schwierigkeiten. Die breiten Flügel knarrten nicht einmal, als der Eindringling in den Flur huschte.

Das Treppenhaus war schmal und die Stufen aus Stein. Sie waren blankgeputzt, und der Strahl der Bleistiftlampe, die der Dieb in der Hand hielt, wurde reflektiert.

Geschmeidig huschte der Eindringling die Treppe bis zum ersten

Stock hoch. Nicht das leiseste Geräusch verriet ihn.

Vor der Wohnungstür blieb der Mann stehen. Er klemmte sich die Lampe zwischen die Zähne und werkelte mit seinem Spezialschlüssel an dem Schloß herum.

Mit einem leisen Laut schnappte es zurück.

Der Dieb atmete auf. Schweißperlen hatten sich auf seiner Stirn gesammelt. Er wischte sie mit dem Handrücken fort.

Ein finsterer Korridor lag vor ihm. Eine irgendwie bedrückende Stille lastete über der Wohnung. Vom Korridor zweigten mehrere Türen ab. Eine führte in das Kontor, das auch gleichzeitig Commers Arbeitszimmer war.

Die Tür war offen.

Der Dieb huschte in das Zimmer und ließ den dünnen Strahl der Lampe kreisen.

Ein Schreibtisch, zwei Wandschränke, das war die gesamte Einrichtung. Die Fenster waren durch Rolläden gesichert.

Der Dieb biß sich auf die Unterlippe. Er hatte hier etwas ganz anderes erwartet. Zumindest einen Tresor.

Aber auch in den übrigen Räumen fand der Mann nichts, was er hätte mitnehmen können.

Wütend und enttäuscht stand er schließlich wieder in dem Kontor. Er tastete die Wände ab, vielleicht entdeckte er noch einen Hohlraum, der einen kleinen Tresor verbarg.

Nichts!

Doch plötzlich stutzte der Dieb. Der Strahl seiner kleinen Lampe war auf eine Maske gefallen.

Auf eine Totenmaske!

Sie hing hinter der Tür in einem versteckten Winkel. Man konnte sie nur sehen, wenn man mitten im Raum stand oder hinter dem Schreibtisch saß.

Als der nadelfeine Strahl über die Maske glitt, hatte der Eindringling das Gefühl, von einem eisigen Hauch gestreift zu werden. Unwillkürlich blickte er sich um, doch er befand sich weiterhin allein in der Wohnung.

Er wandte sich wieder der Maske zu.

Leer glotzten die Augenhöhlen, und trotzdem hatte der Dieb das Gefühl, als wären sie von einem unheilvollen Leben erfüllt. Gesichtszüge der Maske schienen zu zerfließen und von Sekunde zu Sekunde ihr Aussehen zu verändern.

Der Dieb schüttelte den Kopf. Unsinn, sagte er sich. Du bist überreizt, die Maske ist ein totes Stück, sie lebt nicht. Der Eindringling ging bis zur Wand vor und faßte mit der rechten Hand nach der Maske.

Sie war aus Holz. Und sie schien zu leben. Der Dieb hatte das Gefühl, in ein Gesicht gefaßt zu haben, in dem das Blut durch die Adern

pulsierte.

Die Maske war nicht groß. Sie hatte ungefähr die Länge eines halben Armes. Der Eindringling konnte sie bequem in die Innentasche seines Mantels stecken.

Wenigstens etwas, dachte er, als er das Haus des holländischen Kaufmanns verließ. Fünfzig Gulden wird das Ding schon bringen. Mal sehen, was Lizzy dazu sagt.

Der Dieb ahnte nicht, daß er den Tod mit nach Hause brachte…

***

Lizzy wartete in der bescheidenen Zwei-Zimmer-Wohnung, wobei das Wort Wohnung eigentlich übertrieben war, wenn man sich die Bude genauer ansah. Die Wände waren feucht, und das Muster der Tapeten vom Schimmel gebleicht. Die Einrichtung war billig, und einzig der Fernsehapparat taugte etwas, dafür jedoch das Programm wieder nicht.

Es war schon zum Heulen.

Das fand auch Lizzy, als sie vor dem wackeligen Tisch saß, die Arme auf die Platte gestützt hatte und eine Zigarette qualmte. Von der billigsten Sorte versteht sich, denn Geld war so gut wie keines mehr da. Wenn Piet heute nicht etwas herbeischaffte, sah es böse aus. Lizzy wunderte sich selbst, warum sie immer noch mit dem Gelegenheitsdieb Piet Dreesen zusammenwohnte. Aber sie war schließlich auch nicht mehr die Jüngste, und wenn sie an die beiden Zuhälter vor Piets Zeit dachte – nein danke, dann lieber so.

Die Frau stand auf. Ihre Bewegungen wirkten träge, abgekämpft. Sie hatte in den Jahren Fett angesetzt, und der grüne Kittel malte jedes Fettpölsterchen nach.

Lizzy ging ans Fenster und preßte ihr Gesicht gegen die Scheibe. Draußen nieselte es noch immer. Vom Wasser her trieben Nebelschwaden durch die Gassen.

Mit einem heftigen Ruck zog Lizzy das Fenster auf. Es klemmte. Wie immer.

Die Frau beugte sich nach draußen und schnippte die Zigarettenkippe in die Tiefe. Der Stummel beschrieb einen glühenden Halbkreis und verlosch zischend.

Eine Gestalt tauchte am Ende der Gasse auf. Sie hatte den Mantelkragen hochgestellt und die Arme vor der Brust verschränkt.

Das war Piet Dreesen. Lizzy erkannte ihn am Gang. Und er schien es eilig zu haben. Sollten ihm die Bullen auf den Fersen sein?

Lizzy schloß das Fenster. Sie hatte plötzlich ein ungutes Gefühl. Unten klappte die Haustür. Lizzy stand schon im Flur, als Piet die wacklige Treppe hochkam.

»Na, hast du was?« Lizzys Stimme klang hoffnungsvoll.

»Ach, hör auf«, knurrte Piet und drängte sich an Lizzy vorbei.

»Also wieder nichts«, keifte die Frau und schloß wütend hinter Piet die Tür.

Dreesen war bereits im Wohnraum und schlüpfte aus seinem Mantel. Die Maske hatte er auf den Tisch gelegt.

»Ist das deine Beute?« fragte Lizzy und bekam große Augen.

Piet nickte, daß seine strähnigen Haare flogen. »Ja, das ist sie.«

Da begann Lizzy schrill zu lachen. »Ich glaub, ich werd verrückt«, gluckste sie. »Und für solch einen Mist warst du drei Stunden weg? Diese blöde Maske lockt nicht mal den miesesten Trödler von ganz Amsterdam aus dem Bau.«

»Bist du dir da so sicher?« fragte Piet und sah Lizzy schräg von der Seite an.

»Ja, zum Teufel.«

»Dann gehen unsere Meinungen auseinander. Diese Maske bringt mir mindestens…« Dreesen überlegte und kratzte sich am Kopf. »Also mindestens fünfzig Gulden.«

Lizzy prustete los. »Wie blöd muß man eigentlich sein, um das zu glauben?« fragte sie.

Piet Dreesen wirbelte herum. Er hatte schon den Arm zum Schlag erhoben, ließ ihn aber wieder sinken. »Du bist es doch gar nicht wert, daß ich mir an dir die Finger dreckig mache.«

»So, das ist also deine Meinung. Na, dann will ich dir mal was sagen. Ich haue ab. Morgen früh packe ich meine Klamotten. Dann kannst du sehen, wo du eine herkriegst, die dir deine Sachen wäscht und auch noch mit dir ins Bett geht. Ich finde schon einen anderen.«

Piet Dreesen grinste verächtlich. »Sieh dich doch nur mal im Spiegel an«, erwiderte er.

»Oh, du – du…« Lizzy fiel das passende Wort im Augenblick nicht ein. Das war auch gar nicht mehr nötig, denn Piet war schon im Nebenraum verschwunden.

Wütend zündete sich Lizzy eine Zigarette an. Es war die letzte aus der Packung. Hastig stieß die Frau den Rauch aus. Dann besah sie sich die Maske.

Und plötzlich bekam sie Angst. Die leeren Augenhöhlen schienen mit einem unheilvollen Leben erfüllt zu sein. Das trübe Licht in der Wohnung warf Schatten auf das rissige Holz, und Lizzy hatte das Gefühl, die Maske würde sie anstarren und ihr Denken beeinflussen.

»Was – was ist das?« ächzte Lizzy. Ihre Augen wurden groß. Das Zimmer, die Möbel – alles drehte sich vor ihren Augen, der Fußboden schwankte, und die Zigarette fiel der Frau aus der Hand. Lizzy riß beide Hände vor ihr Gesicht. Riesengroß kam ihr die Maske plötzlich vor, ein gefährlicher Trieb nahm von ihrem Körper Besitz und…

Urplötzlich rannte Lizzy zum Fenster. Mit einem gewaltigen Sprung

stieß sie sich vom Boden ab. Wie vom Katapult abgefeuert, durchbrach die Frau die Scheibe.

Und während der Fensterrahmen knirschend zerbrach, prallte Lizzys Körper unten auf das schmutzige Pflaster…

***

Piet Dreesen hatte soeben seinen alten wollenen Pullover über den Kopf gestreift, als er das Splittern der Fensterscheibe hörte.

Dreesen zuckte zusammen. Zwei, drei Sekunden lang stand er unbeweglich, doch dann raste er zur Zimmertür und riß sie hastig auf.

Aus weit aufgerissenen Augen starrte er auf die zersplitterte Scheibe. Er sah den Rahmen, der nach draußen pendelte, und spürte den kühlen Wind, der in das Zimmer pfiff.

Dreesen rannte los. Mit zwei Sprüngen hatte er das Fenster erreicht. Er merkte nicht, daß Glasstücke in seine Handballen drangen, und beugte sich weit nach draußen.

Auf dem nassen Pflaster lag Lizzy.

»O Gott«, stöhnte der Gelegenheitsdieb und hatte plötzlich das Gefühl, als sei ihm der Boden unter den Füßen weggezogen worden.

Dann warf sich Piet herum. Mit Riesensätzen rannte er aus dem Zimmer, stürzte nach draußen in den Flur, sprang die Treppenstufen hinunter, kam auf dem ersten Absatz zu Fall, raffte sich – wieder auf und hetzte weiter.

Piet Dreesen fiel neben Lizzy auf die Knie.

»Lizzy«, flüsterte Piet Dreesen, »mein Gott, sag doch etwas. Ich konnte doch nichts dafür. Ich wollte dich nicht kränken, weißt du. Warum mußtest du dich aus dem Fenster stürzen? Lizzy, bitte, es ist doch alles wieder gut. Ich – Ich…« Piet Dreesen wischte sich die Tränen aus den Augen. »Ich hole einen Krankenwagen, und alles wird wieder gut. Warte es nur ab!«

Lizzy röchelte. Sie versuchte einen Arm zu heben, doch die Bewegung erstarb schon im Ansatz.

Piet Dreesen sprang auf. Wild sah er sich um. Mit zu Fäusten geballten Händen stand er da. »Polizei!« brüllte er. »Polizei! Holt denn keiner die Polizei und einen Krankenwagen. Meine Lizzy. Sie stirbt, sie verblutet, sie…«

Irgendwo wurde ein Fenster aufgerissen. »Halts Maul!« keifte eine Frauenstimme.

Piet Dreesen biß die Zähne zusammen. »Ich weiß«, keuchte er. »Ja, wer hier wohnt, hat keine Lust, die Bullen zu holen.« Ein hartes Lachen dräng aus dem Mund des Diebes. Dann setzte er sich in Bewegung. Im Laufschritt rannte er die Gasse hoch. Er mußte zur nächsten Telefonzelle. Laut hallten seine Schritte auf einer der schmalen Holzbrücken wider, die über einen stillgelegten Kanal

führte. Zwei Betrunkene kamen ihm entgegen. Piet wich ihnen aus. Die Betrunkenen grölten hinter ihm her.

Endlich hatte Piet die Zelle erreicht. Er stürzte sich in das Häuschen und fand in seiner Hosentasche noch einige Münzen. Mit fliegenden Fingern wählte Piet den Notruf und haspelte seine Meldung herunter.

Wie ein Betrunkener schwankte Piet Dreesen zurück. Als er in die Gasse einbog, sah er Lizzy schon liegen. Ein Fremdkörper auf dem nassen Kopfsteinpflaster.

Das Glas knirschte unter Piets Schuhen. Behutsam hob er Lizzys Kopf an und bettete ihn in seinen Schoß.

»Bald kommt Hilfe, Lizzy«, sagte er und streichelte ihre bleichen Wangen. »Du mußt ruhig liegenbleiben, dann ist alles gut.«

Und dann hörte er die Sirene. Wenig später bog ein Krankenwagen in die Gasse ein. Der Wagen paßte in der Breite gerade zwischen die Häuserzeilen. Ein Streifenwagen folgte.

Während sich die Sanitäter um die Verletzte kümmerten, wandten sich die beiden Polizisten an Piet. Piet kannte die Beamten vom Ansehen. Einer hatte ihn mal für einige Tage eingebuchtet.

»Hast du das getan, Piet?« fragte der Polizist.

Dreesen hob beide Hände. »Ich schwöre es, nein. Sie ist… ich weiß auch nicht. Ich war im anderen Zimmer, da hörte ich ein Klirren und dann…« Piet schluckte. »Ich lief zurück und sah, was geschehen war.«

»Naja«, meinte der Beamte, »das alles werden wir auf dem Revier feststellen. Komm, steig ein.«

Piet kletterte in den Streifenwagen, der rückwärts aus der Gasse fuhr, genau wie der Krankenwagen.

Das Revier war klein und überheizt. Ein Protokoll wurde aufgenommen, und Piet Dreesen mußte alles genau erzählen. Dann bat er, das Krankenhaus anrufen zu dürfen, in das Lizzy eingeliefert worden war. Es wurde ihm gestattet.

Bange Minuten vergingen, doch dann hatte Piet Dreesen Gewißheit. Lizzy würde durchkommen. Aufatmend legte er den Hörer auf die Gabel, und die Polizisten, die ihn beobachtet hatten, kamen zu dem Schluß, daß er mit dem Unfall nichts zu tun hatte. Solch ein guter Schauspieler war Piet Dreesen nicht.

Aufseufzend verließ Piet das Revier. Es war jetzt beinahe drei Uhr morgens. Piet überlegte, ob er noch irgendwo etwas trinken sollte, kam aber dann zu dem Entschluß, nach Hause zu gehen und sich ins Bett zu legen.

In der Wohnung war es trotz der zerbrochenen Fensterscheibe noch relativ warm, denn der Kanonenofen gab genügend Hitze ab.

Piet schaltete das Licht an, und sofort fiel ihm wieder die Totenmaske ins Auge.

Der Gelegenheitsdieb starrte sie an. »Du bist an allem Schuld!«

zischte er und prallte im gleichen Augenblick zurück.

Piet Dreesen hatte das Gefühl, als hätte sich der Mund der Totenmaske zu einem zynischen Grinsen verzogen…

***

Wo die Amsterdamer Altstadt am düstersten war, lag versteckt in einer kleinen Seitengasse ein Trödlerladen.

Der Besitzer des Ladens hieß Abraham Kuz, war bald siebzig Jahre alt und galt als Schlitzohr unter seinen Berufskollegen. Kuz hatte es im Laufe der Zeit verstanden, ein riesiges Vermögen zu horten, das wohlgesichert auf einer Bank in der Schweiz lag und dort Jahr für Jahr dicke Zinsen brachte.

Sein Laden war in der Amsterdamer Unterwelt bekannt. Kuz kaufte alles und war auch verschwiegen. Manche seiner Kollegen, die ihren Mund nicht gehalten hatten, hatte man aus den Kanälen gefischt. Das war Kuz eine Warnung gewesen.

Das Geschäft lag in einem Haus, das an eine hochgekippte Streichholzschachtel erinnerte und anscheinend nur durch die beiden Nebenhäuser gehalten wurde. Drei Steinstufen führten zum Laden hinunter, der wie ein zu groß geratenes Kellerloch wirkte.

In der Gasse gab es außer dem Hehler- und Trödlerladen noch einige Sex-Shops, und als Kuz gegen neun Uhr vormittags seine Bude öffnete, hingen an den Schaufenstern der Porno-Läden schon die ersten Gaffer.

Wie ein buckliger Zwerg aus einem Märchen stand Kuz vor seiner Ladentür und rieb sich die mageren Hände. Listig funkelte es in seinen kleinen Augen, und auch das naßkalte, trübe Wetter konnte seine Laune nicht schmälern.

Erst als der Gelegenheitsdieb Piet Dreesen den Laden ansteuerte, verzog sich Kuz Gesicht. Er mochte Dreesen nicht, denn was der Mann anschleppte, taugte meist nicht viel.

Dreesen blieb vor dem Hehler stehen.

»Haben Sie Zeit?« fragte der Dieb.

»Eigentlich nicht. Ich erwarte einen guten Kunden.«

»Es dauert nur fünf Minuten. Und ich habe diesmal etwas, was Sie wirklich interessieren wird.«

»Was kannst du mir schon bringen, du Nichtsnutz.«

»Lassen Sie sich doch überraschen.«

»Also gut, komm rein«, sagte der Hehler. Er ließ Dreesen vorgehen, denn er hatte es nicht gern, wenn sich jemand in seinem Rücken befand.

Piet Dreesen betrat den muffigen Laden. Obwohl er schon mehr als einmal hier gewesen war, hatte er immer das Gefühl, in eine andere Welt zu kommen. Der Laden war vollgestopft mit allem möglichen Kram.

Im Hintergrund des Raumes gab es einen Durchschlupf, der mit einem dunklen Vorhang abgedeckt war. Was Piet Dreesen am meisten störte, war der Geruch in dem Laden. Er schien aus einer Mischung von Mottenpulver, faulendem Holz und Knoblauch zu bestehen.

Platz hatte man in der Bude kaum. Man konnte sich gerade noch umdrehen.

Abraham Kuz schloß die Tür, und das Glockenspiel, das bei Dreesens Eintreten geläutet hatte, verstummte.

»Was hast du also zu bieten?« fragte Kuz lauernd.

»Das hier!« Dreesen griff unter seinen Mantel und holte die Maske hervor. Er hatte sie in vergilbtes Zeitungspapier eingewickelt, und als er sie jetzt auspackte, begann der Hehler zu kichern.

»Und das Ding soll ich dir abkaufen?«

»Sehen Sie sich die Totenmaske doch erst einmal an«, meinte Dreesen und gab sie dem Trödler in die Hand.

Beinahe widerwillig faßte Kuz sie an. Seine Mundwinkel zogen sich nach unten. »Hast du die auf dem Müll gefunden?« fragte er geringschätzig.

Piet Dreesen stieg die Zornesröte ins Gesicht. »Nein, die hat mir jemand geschenkt«, erwiderte er mühsam beherrscht.

»Ja, ja, es gibt doch noch gütige Menschen«, murmelte Kuz, »und wieviel willst du für dieses Ding haben?«

»Fünfzig Gulden!« Wie aus der Pistole geschossen kam diese Antwort.

Schon im gleichen Moment begann der Hehler zu kichern. »Fünfzig Gulden«, prustete er, »daß ich nicht lache. Glaubst du, ich bin wahnsinnig?«

»Aber es ist eine exotische Maske!« begehrte Dreesen auf. Er wußte, daß er sich in der schlechteren Position befand, er wollte jedoch so viel wie möglich herausholen. Aber bei Abraham Kuz war das ein schwieriges Unterfangen. Dieser Hehler war mit allen Wassern gewaschen und bot selbst Gangsterbossen die Stirn.

Kuz ging mit der Maske bis zur Tür, betrachtete sie dort noch einmal, wiegte den Kopf und meinte dann: »Höchstens zwanzig Gulden, Piet. Aber nur, weil du es bist.«

»Nein!« Dreesen schüttelte demonstrativ den Kopf. »Unter dreißig Gulden nicht.«

»Dann nimm die Maske wieder mit.«

Ehe Dreesen sich versah, hatte der Hehler ihm die Totenmaske wieder in die Hand gedrückt. Mit sanfter Gewalt schob er den Dieb in Richtung Ausgang. »Versuch es bei einem Kollegen, mein Freund. Vielleicht bietet er dir mehr.«

Dreesen fluchte lautlos. Er wußte, daß ihn dieser alte Geier geschafft hatte. »Schön«, sagte er, »zwanzig Gulden.«

»Ich sehe, du bist doch noch vernünftig geworden«, sagte der Hehler

und schlug Dreesen auf die Schulter. Dann wühlte er in den unergründlichen Taschen seiner abgetragenen Jacke und holte zwei Geldscheine hervor. »Hier, zwanzig Gulden.«

Zähneknirschend gab Piet Dreesen die Maske ab. Er war schon an der Tür, als Kuz Stimme ihn noch einmal zurückhielt. »Wenn du noch mal so etwas wie diese Maske hast, komm ruhig vorbei. Ich werde sehen, daß ich sie dir dann abkaufen kann.«

»Ach?« Dreesen zog die Augenbrauen hoch. »Plötzlich soviel Mitleid? Womit habe ich das verdient?«

»Ich mag dich eben gut leiden«, sagte der Hehler.

Darauf gab Dreesen keine Antwort. Er riß die Tür auf und war Sekunden später verschwunden.

Abraham Kuz aber rieb sich die Hände. Er hatte ein tolles Geschäft gemacht. Kuz hatte sofort erkannt, was er in der Hand gehalten hatte. Es war eine wertvolle, handgearbeitete afrikanische Totenmaske, für die man unter Brüdern bestimmt siebenhundert Gulden bezahlte. Und unter diesem Preis würde er sie auf keinen Fall verkaufen, das war sicher.

Kuz war guter Laune, als er die Maske an eine noch freie Stelle der Wand hängte. Hier befand sie sich genau im Blickpunkt.

Zur Feier des Tages nahm der geizige Hehler eine Prise Schnupftabak. Wenn der Tag so weiterging wie er angefangen hatte, war bestimmt noch einiges zu erwarten.

Abraham Kuz ahnte nicht, wie sehr er sich täuschen sollte…

***

»Amsterdam war herrlich«, sagte Sheila Conolly und warf ihre blonden Haare mit Schwung in den Nacken. »Leider war die Zeit nur zu kurz. Vier Tage, was ist das schon.«

»Besser als nichts«, meinte Bill, ihr Ehemann.

Dafür kassierte er einen Ellenbogenstoß in die Seite.

Bill lachte. – »Okay, du hast gewonnen. Unser Flugzeug startet erst am Nachmittag. Wir haben noch Zeit, uns die Stunden um die Ohren zu schlagen. Hast du einen Vorschlag?«

»Ja.«

»Ich höre.«

»Laß uns doch mal durch die Altstadt bummeln, anschließend indonesisch essen und dann…«

»Schon gut, schon gut. Soviel Zeit haben wir auch wieder nicht.«

Bill Conolly hatte sich mit seiner Frau Sheila einige Urlaubstage in Amsterdam gegönnt. Nach dem Streß der letzten Wochen tat diese Zeit doppelt gut. Bill war Reporter, allerdings freiberuflich tätig. Ihn interessierten besonders die Fälle, in die das Übersinnliche, Okkulte mit hineinspielte. Der Reporter hatte zusammen mit seinem Freund,

Oberinspektor Sinclair von Scotland Yard, schon manche Schlacht gegen die Mächte der Finsternis gewonnen, doch in letzter Zeit war es ruhig geworden, und Bill konnte sich mehr seiner Frau widmen.

Sheila Conolly paßte das Hobby ihres Mannes überhaupt nicht, obwohl die beiden sich durch einen makabren Fall kennengelernt hatten. Aber das lag schon lange zurück, und Sheila – seit dem Tod ihres Vaters Alleinbesitzerin einiger chemischer Werke – hatte geheiratet und die Leitung der Firmen in sichere Managerhände gelegt.

Sheila war eine Frau, die so manchen Filmstar in den Schatten stellte. Sie besaß einen natürlichen Charme, und mit ihrem Aussehen hätte sie bei jeder Miß-Wahl einen der ersten Plätze belegt. An diesem grauen Herbstmorgen trug Sheila ein rotes, figurbetontes Reisekostüm und einen Damentrench in modischer Länge. Ihre tiefblauen Augen blitzten unternehmungslustig, als sie Bill mit sich zog.

Vom Hotel aus war es nicht allzu weit bis zur Altstadt. Sheila und Bill bummelten durch die Grachten, genossen den Trubel und Touristenrummel und landeten schließlich in der Gasse, in der auch Abraham Kuz Trödlerladen lag.

Die schmale Gasse hatte sich inzwischen mit Menschen bevölkert. Ein gewitzter Kaufmann hatte sogar an der Ecke einen Fischimbißstand aufgebaut und machte schon zu dieser Stunde sein großes Geschäft.

Auch Sheila und Bill aßen zwei Heringe.

»Frisch aus der Nordsee«, meinte der Reporter und schluckte den letzten Bissen hinunter.

Ihm hatten die letzten Tage ebenfalls gut getan. Er war richtig froh gewesen, nicht mit Geistern und Dämonen konfrontiert zu werden.

»Himmel, Bill«, unterbrach Sheilas Stimme seine Gedanken, »wir haben etwas vergessen.«

»Und was?«

»Ein Souvenir!«

»Für wen? Verwandte haben wir nicht und auch noch keine Kinder.«

Sheila blickte ihren Mann vorwurfsvoll an. »Aber dafür sitzt in London ein gewisser John Sinclair, der sich bestimmt freuen wird, wenn du ihm ein Andenken aus Amsterdam mitbringst. Du weißt doch, daß John diese Dinge sammelt.«

»Natürlich. Mensch, da hätten wir bald eine Unterlassungssünde begangen.« Bill blickte sich tatendurstig um. »So, was sollen wir ihm mitbringen? Vielleicht einen scharfen Hering, oder eine heiße Makrele…«

»Bill, sei doch mal ernst.«

»Entschuldige. Aber ich mußte gerade an das lustige Lied denken. Ein Hering und eine Makrele, die waren ein Herz als auch Seele.«

Als Bill sang, mußte Sheila, ob sie wollte oder nicht, lachen. Dann

jedoch zog sie ihren Mann weiter, denn sie hatte auf der gegenüberliegenden Seite einen Trödlerladen entdeckt.

Als die beiden näherkamen, konnte Sheila auch den Namen auf der Schaufensterscheibe lesen. ›Abraham Kuz‹.

»Scheint der richtige Händler zu sein«, meinte Bill und grinste. Die beiden stiegen die Stufen hinunter, und als sie die Tür öffneten, läutete melodisch eine Glocke.

Mit großen Augen sahen sich Sheila und Bill in dem kleinen Laden um. Sie waren überrascht, daß jemand es geschafft hatte, soviel Kram in einem einzigen Raum unterzubringen.

»Kann ich Ihnen helfen?« klang in ihrem Rücken eine Stimme auf.

Sheila und Bill wandten sich gleichzeitig um. Vor ihnen stand ein mickriges Männchen mit listigen Augen und einem Geiergesicht.

Sheila übernahm die Initiative. »Ja, Sie können uns helfen«, sagte sie. »Wir hätten gern ein Souvenir, das es nicht alle Tage gibt. Sie verstehen, es sollte etwas Besonderes sein.«

Sheila hatte Englisch gesprochen und wunderte sich, wie gut der Mann sie verstand.

»Aber sicher, Madam«, sagte Kuz, »alles, was Sie in meinem Geschäft finden, ist etwas Besonderes.«

»Nun machen Sie's mal halblang«, sagte Bill, der Typen wie Kuz zur Genüge kannte.

Sheila sah sich inzwischen um. Vor einem Spiegel blieb sie länger stehen, überlegte, wiegte ein paarmal den Kopf und sah sich anschließend eine alte Pistole an.

Bill hatte inzwischen die Totenmaske entdeckt, die Piet Dreesen vor einigen Stunden verkauft hatte.

»Wäre das nicht etwas?« rief der Reporter.

Sheila drehte sich um. »Wo?«

»Hier die Maske.«

»Oh«, rief Abraham Kuz. »Sie ist ein ganz besonderes Stück. Sehr kostbar und sehr teuer.« Der Trödler wieselte zur Wand und nahm die Maske herunter. »Hier, sehen Sie selbst, Sir. Afrikanische Künstlerarbeit. Die Totenmaske ist mindestens einige hundert Jahre alt. Ich habe sie einem Häuptling im Sudan abgekauft. Sie hat mich viel gekostet. Nerven und Geld.«

»Reden Sie nicht, sagen Sie mir lieber, wieviel das Ding kostet«, sagte Bill.

Kuz blickte den Reporter treuherzig an. »Siebenhundert Gulden.«

»Ich glaub', ich steh im Wald«, erwiderte Bill. »Sie bekommen von mir allerhöchstens dreihundert.«

Abraham Kuz wurde noch weißer, als er ohnehin schon war. »Unmöglich«, rief er und machte Anstalten, die Maske wieder an die Wand zu hängen. »Fünfhundert, sagten Sie?« fragte er lauernd.

»Dreihundert!« Bill beharrte auf seinem Standpunkt.

Man einigte sich schließlich auf vierhundertfünfzig Gulden. Obwohl Kuz jammerte, rieb er sich im Geiste die Hände. Auch Bill war zufrieden, und so war beiden Seiten gedient.

»Ich packe sie Ihnen noch ein, Sir«, sagte Kuz und verschwand durch den Vorhang.

Dahinter lag sein kleines Büro. Es beherbergte einen wackligen Tisch und einen Monitor, der das Bild des Ladens zeigte. Die Kameras waren versteckt angebracht, und mit ihrer Hilfe hatte Kuz schon so manchen Dieb ertappt.

Die Hälfte des Büros wurde noch durch alten Kram und Plunder eingenommen. Kuz legte die Totenmaske auf den Tisch und holte aus der Schublade einen passenden Bogen Packpapier.

Plötzlich erstarrten die Bewegungen des Hehlers. Magisch wurde sein Blick von den Augen der Maske angezogen.

Sie, die sonst tot und leer waren, erlebten den Beginn eines unheilvollen Lebens. Ströme drangen aus den Augenhöhlen und bohrten sich in Abraham Kuz Gehirn. Wie ein tödlicher Hauch breitete sich der Atem des Bösen aus.

Gefährliche Befehle durchdrangen den Geist des Trödlers.

Töte! hallte es in seinem Gehirn wider. Töte!

Kuz blickte sich um. Sein Gesicht war nur noch eine Grimasse. Der Blick des Mannes fiel auf ein Schwert, das in einer Scheide steckte und an der Wand hing.

Es gab ein schleifendes Geräusch, als Kuz die Waffe aus der Scheide zog.

Auf Zehenspitzen näherte er sich dem Vorhang.

Die beiden Fremden waren ahnungslos. Und sie wandten ihm den Rücken zu…

***

»Ich glaube, in solch einem Laden würde ich eingehen«, sagte Sheila Conolly zu ihrem Mann. »Wenn ich diesen Kram nur sehe, den Staub, die Spinnweben…«

Sheila verstummte. Zufällig war ihr Blick in einen der zahlreichen Spiegel gefallen. Sie konnte den Hintergrund des Ladens sehen, einen Teil des Vorhangs…

»Bill!!!« Sheilas Schrei riß den Reporter herum.

Gerade noch im allerletzten Augenblick. Mit blutunterlaufenen Augen stürmte Abraham Kuz aus seinem Büro. Er hetzte genau auf Sheila Conolly zu und hielt ein Schwert in der rechten Hand.

Bill handelte reflexartig. Er gab Sheila einen Stoß, der sie bis gegen die Wand trieb. Zwei Degen und eine Pistole fielen polternd zu Boden. Gleichzeitig warf sich aber auch Bill Conolly zur Seite und entging nur

mit knapper Mühe dem gefährlichen Todesstoß.

Kuz brüllte wütend auf, weil er sein Opfer verfehlt hatte. Sofort kreiselte er wieder herum. Das Schwert in seiner Hand pfiff durch die Luft.

Da traf ihn der Stuhl. Bill Conolly hatte das Möbelstück im Liegen hochgerissen und es Abraham Kuz entgegengeschleudert. Das Schwert klirrte gegen das Holz, und Kuz verlor das Gleichgewicht.

Bill Conolly hechtete auf den Trödler zu. Beide Fauste rammte er in den Leib des Hehlers.

Kuz brüllte markerschütternd und fiel gegen eine Kommode. Bill flog ihm förmlich nach und stemmte seinen Fuß auf das Handgelenk des schwertbewehrten Armes.

»Laß los!« keuchte Bill.

Langsam öffnete der Hehler die Hand. Bill trat das Schwert zur Seite und riß Abraham Kuz hoch.

Wie eine Puppe schüttelte der Reporter den mickrigen Hehler durch. »So, mein Freund, jetzt erzählst du mir mal, was dieser Spaß sollte. Weshalb wolltest du uns umbringen?«

»Lassen Sie mich los!« kreischte der Hehler und begann zu trampeln. Bill bekam einen schmerzhaften Tritt gegen das Schienbein und verzog das Gesicht. Zwei, drei Ohrfeigen klatschten in Kuz Gesicht.

»Ich hoffe, wir reden jetzt vernünftig miteinander«, zischte Bill Conolly, »sonst werde ich nämlich ungemütlich.«

»Laß ihn los, Bill«, sagte Sheila, die neben ihren Mann getreten war.

Der Reporter schleuderte den Trödler in eine Ecke, wo er stöhnend liegenblieb.

Bill ging an die Ladentür und schloß von innen ab. »Damit uns niemand stört«, sagte er.

Kuz begann zu jammern. »Was – wollen Sie von mir? Überfallen? Ich habe kein Geld. Bitte, nehmen Sie die Kasse, aber gehen Sie.«

Sheila und Bill, blickten sich an. »Da stimmt irgend etwas nicht«, meinte der Reporter leise. Er stellte sich breitbeinig vor Kuz hin, der im Begriff war, sich wieder aufzurappeln. Seine beiden eingefallenen Wangen glühten feuerrot.

»Bleib liegen!« befahl Bill. »Und jetzt noch mal von vorn. Wir sollen dich überfallen haben? Hör zu, du Geier, ich habe ja schon manches erlebt, aber daß mir einer so etwas unter die Weste reiben will, das ist doch die Höhe. Ich kann mich genau erinnern, daß du uns aufspießen wolltest. Mit diesem Schwert da.« Bill deutete auf die Stichwaffe, die jetzt neben der Tür zum Hinterzimmer lag. »Und dann willst du uns weismachen wir hätten dich überfallen wollen. Das Lügenmärchen kannst du der Polizei erzählen.«

»Nein, Sir bitte keine Polizei.«

»Das sind wohl nicht gerade deine Freunde, was?« knurrte Bill

»Okay, und jetzt spuck' aus.«

Der Hehler wand sich wie ein Wurm. Seine Blicke flogen zwischen dem Schwert, Sheila und Bill hin und her. Anscheinend wußte er nicht, wie er anfangen sollte.

»Brauchst du eine Extraeinladung?« Bill platzte langsam der Kragen.

»Ich kann mich wirklich nicht erinnern, Sir«, jammerte der Trödler. »Ich ging in mein Büro, wollte die Maske einpacken, und plötzlich – ich weiß nicht mehr, ich kam erst wieder richtig zu mir, als Sie mich schlugen.«

Bill stieß schnaufend die Luft aus. »Entweder sind Sie wirklich geistesgestört oder der beste Schauspieler, der mir je begegnet ist. Man sollte Sie wirklich nicht mehr frei herumlaufen lassen. Aber wir sind den letzten Tag in Amsterdam und wollen uns nicht weiter ärgern. Was meinst du, Sheila? Lassen wir den Knaben in Ruhe?«

»Meinetwegen ja.«

»Okay!« Bill nickte. »Aber die Maske, die nehmen wir mit.« Bill ging auf den dunklen Vorhang zu. Kurz davor drehte er sich noch einmal um. »Achte auf den Kerl Sheila, damit er nicht noch mehr Unsinn macht.«

Bill Conolly schüttelte den Kopf, als er die Maske einwickelte. Was war nur in diesen Hehler gefahren? Wenn er so seine Käufer behandelte, war er bald pleite. Aber Bill wollte sich nicht länger aufregen. Es war ja alles noch mal gut gegangen.

Bill klemmte sich die Totenmaske unter den Arm und ging wieder zurück in den Laden.

Kuz hockte noch immer am Boden und rieb sich das Gesicht.

»Er war ganz friedlich«, sagte Sheila.

»Das wollte ich ihm auch geraten haben.« Bill griff in seine Hosentasche und holte einige Banknoten hervor. Er knallte sie auf den Ladentisch. »Eigentlich sollte man die Maske überhaupt nicht bezahlen. Als Schmerzensgeld sozusagen.«

»Ich schenke Sie Ihnen, Sir«, rief der Trödler.

»Danke, wir verzichten. Komm, Sheila.«

Bill schloß die Tür auf und ließ seine Frau vorgehen. Der Reporter warf nicht einen einzigen Blick zurück. Draußen hatte niemand etwas von der Auseinandersetzung bemerkt, dafür war der Laden zu dunkel und die Scheiben zu schmutzig.

»Jetzt müssen wir uns aber beeilen«, meinte Bill. »Am besten ist, wir nehmen ein Taxi.«

Hinterher – als sie im Wagen saßen – meinte Sheila: »Ich weiß nicht, Bill, aber ich werde das Gefühl nicht los, daß dieser Mann nicht aus eigenem Antrieb gehandelt hat. Seine Gedächtnislücke – irgendwie war es komisch.«

»Ach, du redest dir da etwas ein«, erwiderte Bill. »Je länger ich

darüber nachdenke, um so mehr ärgere ich mich, daß ich nicht die Polizei informiert habe. So etwas wie dieser Kuz gehört hinter Gitter.« Bill Conolly klopfte sich eine Zigarette aus der Packung. »Oder meinst du, er hätte es auf unser Leben abgesehen?«

»Auch nicht.«

»Ja, was dann?«

»Ich weiß es nicht, Bill, noch nicht. Aber jetzt laß uns nicht mehr darüber reden, schließlich war der Urlaub zu kurz, um ihn sich letzten Endes doch noch vermiesen zu lassen. Heute abend sind wir wieder in London. John will auch kommen, und dann machen wir ein Faß auf.«

»Einverstanden.« Bill blickte seine Frau an und lachte. »Und wenn das Fest seinen Höhepunkt erreicht hat«, sagte er, »werden wir John in einem feierlichen Akt die Totenmaske überreichen.«

Das Ehepaar Conolly konnte nicht ahnen, daß sie Oberinspektor Sinclair den Tod ins Haus brachten…

***

Das Hinterzimmer der Kneipe war genauso mies wie die drei Typen, die sich darin aufhielten. Die Lampe unter der Decke war durch ein kleines Drahtgitter gesichert, und die Fenster des Raumes hatte man sicherheitshalber vernagelt. Entsprechend war auch die Luft, da man aus Kostengründen an der Ventilation gespart hatte.

Allerdings tranken die drei Männer nichts. Sie mußten einen kühlen Kopf bewahren, denn die Aufgabe, die vor ihnen lag, verlangte einen präzise arbeitenden Verstand.

Der Boß dieser Typen hieß Jason Lamont, in der Londoner Unterwelt nur als ›Gentleman‹ bekannt. Lamont bevorzugte elegante, dezente Kleidung und haßte alles, was irgendwie mit Schmutz auch nur entfernt verwandt war. Und deshalb auch dieses verkommene Hinterzimmer. Aber es gab augenblicklich keine andere Lösung, schließlich wollten die drei Ganoven ungestört sein.

So gut und männlich Jason Lamont auch aussah, die beiden kurzläufigen Colts in den Schulterhalftern machten ihn jedoch zum Raubtier. Lamont war ein gnadenloser Killer, wenn es die Situation erforderte. Sein blondes Haar war wohlgeschnitten, und sein Gesicht wirkte wie eine Maske aus Stein. Meist waren die schmalen Lippen etwas nach unten gezogen, was Lamonts Gesicht einen zynischen verächtlichen Ausdruck verlieh.

Jason Lamont ließ seine Blicke nochmals über die beiden Männer wandern. »Ihr wißt also Bescheid«, sagte er mit fast sanfter Stimme. »Wir treffen uns um drei Uhr nachmittags. Und keine Minute später.«

Lern Dayton nickte. Er war das genaue Gegenteil von Lamont. Wenigstens körperlich. Dayton war ein gewichtiger Bursche mit pechschwarzen Haaren, die immer wie ein buschiger Kranz seinen

Kopf umstanden. Dayton sprach wenig, doch was er sagte, hatte Hand und Fuß. Er war ein Mann, auf den man sich verlassen konnte, auch in schwierigen Situationen.

Anders Achmed Radu, genannt der Araber. Radu war ein schmaler Bursche und hatte das Temperament einer Klapperschlange. Seine wieselflinken Augen schienen überall zu sein, und auch seine Hände waren fortgesetzt in Bewegung. Meistens spielten sie mit einem der gefährlichen Wurfmesser, die Radu in einem Spezialgürtel unter der Jacke trug.

Wäre der Araber nicht solch ein ausgezeichneter Fachmann für Diamanten gewesen, hätte Lamont völlig auf ihn verzichtet. So war er aber zu seinem Leidwesen auf Radu angewiesen. Der Araber lebte erst acht Monate in London, hatte aber als Fachmann schon einen spektakulären Ruf in der Branche.

Radus düsteres Gesicht mit den kohlschwarzen Augen verschloß sich noch mehr, als er Jason Lamonts Blick spürte. »Sollen wir die Sache doch nicht lieber nachts starten?«

»Auf keinen Fall«, erwiderte Lamont scharf. »Nachts ist das Haus viel zu gut abgesichert. Van Haarem wird an nichts Böses denken, wenn er heute aus Amsterdam zurückkommt. Wir können ihn ohne Schwierigkeiten packen. Wie es morgen aussieht, wissen wir nicht.«

»War ja auch nur eine Frage.«

Lamont lächelte kalt. »Und noch etwas, Achmed«, sagte er. »Bis zu unserem Treffen verhältst du dich still. Das heißt, keine Extratouren, kein Besäufnis und keine Weiber. Kapiert?«

Radus Augen schienen Blitze zu verschießen, doch er nickte nur. »Gut Boß, du wirst dich schon nicht über mich zu beklagen brauchen. Aber irgendwann geht mir deine Bevormundung auf die Nerven. Und dann möchte ich doch mal feststellen, wer der bessere von uns beiden ist. Man sagt, mein Messer wäre schneller als eine Kugel, Boß!«

Lamont grinste verächtlich. Dann zuckte plötzlich seine Faust vor. Der Schlag war genau dosiert. Er reichte gerade aus, um Achmed Radu zu Boden zu schicken.

Der Araber gurgelte, rollte sich blitzschnell um die eigene Achse und hielt plötzlich ein Messer in der Hand.

Doch mitten in der Bewegung erstarrte er. Das dunkle Loch einer Pistolenmündung glotzte ihn an.

»Ich würde es lieber nicht tun«, meinte Jason Lamont lässig. Er hielt die Waffe wie ein Geigenkünstler sein Instrument.

Lern Dayton, der der Auseinandersetzung bisher unbeteiligt gefolgt war, lachte leise. »Du bist eben noch eine Nummer zu klein, Radu«, sagte er.

Der Araber stieß einen Fluch durch die Zähne und ließ sein Messer verschwinden, mit schmerzverkrümmtem Gesicht kam er wieder auf

die Beine.

Jason Lamont schloß die Tür auf. »Vergeßt die Zeit nicht!«

Sekunden später knallte die Tür hinter ihm ins Schloß. Achmed Radu aber starrte mit haßfiebernden Augen auf das Holz. »Das zahle ich ihm heim«, flüsterte er heiser…

***

Auf dem Flughafen Schiphol herrschte wie immer Hochbetrieb. Man konnte kaum die Maschinen zählen, die hier Tag für Tag landeten. Dementsprechend sah es auch in der Halle aus. Sheila und Bill hatten Glück gehabt, noch zwei freie Plätze auf den Wartesesseln zu bekommen.

Sie hatten noch dreißig Minuten Zeit bis zum Abflug. Bill war leicht sauer, denn aus der kleinen Party am Abend wurde wohl nichts. Er hatte in London angerufen. John Sinclair hatte keine Zeit. Er mußte dienstlich zu einem Empfang und dort die Stunden totschlagen. Aber aufgeschoben war ja nicht aufgehoben. An einem der nächsten Tage würde es dann bestimmt gehen.

»Entschuldigen Sie, aber darf ich Sie wohl um Feuer bitten, Sir?«

Bill wandte den Kopf. Ein Mann mit Goldrandbrille und Wildlederhut hatte den Reporter angeredet.

»Aber natürlich, bitte sehr!« Bill holte sein Feuerzeug hervor und schnippte es an.

Der Mann nahm ein paar Züge aus seinem Zigarillo, stieß ein paar Rauchwolken aus und fragte: »Fliegen Sie auch nach London?«

»Ja.«

»Dann werden wir wohl ordentlich durchgeschüttelt. Über dem Kanal hängt mal wieder ein Tief.«

»Ich werde nicht flugkrank«, erwiderte Bill und lächelte.

»Seien Sie froh. Ich für mein Teil…« Der Mann beendete den Satz nicht und blickte einer gut gewachsenen Blondine nach. »Tja«, meinte er dann, »man hat leider viel zu wenig Zeit für die angenehmen Dinge des Lebens. Also ich für meinen Teil fliege zwischen Johannisburg, Amsterdam und London hin und her.«

»Sie sind Kaufmann?« fragte Bill, dem ein Gespräch ganz angenehm war, da es half, die Wartezeit zu verkürzen.

»Ja. Diamantenhandel, wenn Sie verstehen. Ein verflucht hartes Geschäft. Ich bin Holländer, wohne aber in London.«

»In London, sagen Sie?«

»Ja«

»Dann können Sie eigentlich nur Josh van Haarem sein.«

»Genau! Woher wissen Sie das?«

Bill lachte. »Wenn ich als freier Reporter zumindest nicht die Namen der lokalen Londoner Berühmtheiten kennen würde, könnte ich

meinen Job aufgeben.«

Sheila hatte den letzten Teil des Gesprächs mitbekommen. »Mister van Haarem«, sagte sie. »Das ist eine Überraschung.« Sheila warf Bill einen schnellen Blick zu. »Du weißt, daß ich schon lange auf einen Ring scharf bin.«

Josh van Haarem lachte. »Ihre Gattin, Sir?«

»Ja. Sie gestatten, daß wir uns bekannt machen. Conolly. Meine Frau Sheila.«

»Es ist mir ein Vergnügen!« Der Diamantenhändler erhob sich. »Mrs. Conolly!« Mit der Geste eines weltgewandten Kavaliers küßte er Sheila die Hand. Dann zwinkerte er Bills Frau zu. »Wenn Sie wirklich Interesse an außerordentlich guten und kostbaren Stücken haben, kommen Sie am besten zu mir nach Hause. Wie wäre es gleich nach der Ankunft in London? Morgen habe ich eine Konferenz, und die nächsten Tage sind ebenfalls ausgebucht.«

Sheila warf Bill einen schnellen Blick zu. Der Reporter nickte lächelnd.

Josh van Haarem strahlte. »Ich freue mich wirklich, Ihnen die erlesensten Stücke meiner Sammlung zeigen zu können. Sie sind in meinem Privathaus untergebracht und eigentlich unverkäuflich, aber für Sie mache ich mal eine Ausnahme.«

»Wie steht es denn mit den Sicherungsmaßnahmen? Ich meine, ist das nicht etwas riskant, solche teuren Stücke einfach zu Hause aufzubewahren?« interessierte sich Bill.

»Kaum!« Van Haarem schüttelte den Kopf. »Ich habe die besten Alarmanlagen. Hat mich ein Vermögen gekostet. Außerdem wird die gesamte Anlage ständig verbessert, so daß es nahezu unmöglich ist, daß sich ein Dieb bei mir einschleicht. Wissen Sie, mir geht es wie manchem Bildersammler. Ich kann die wertvollen Stücke nicht irgendeiner Bank übergeben. Ich muß sie einfach immer um mich haben, um sie zu jeder Tag- und Nachtzeit betrachten zu können.«

»Ja«, sagte Bill, »es gibt solche Menschen.«

Wenig später wurde der Flug nach London aufgerufen. Die Passagiere sollten sich am Flugsteig vier einfinden. Die Kontrollen verliefen reibungslos. Durch den langen Passierschlauch ging es direkt bis in den Jet.

Sheila und Bill flogen genau wie Josh van Haarem Erster Klasse. Sie streckten sich in den weichen Polstern aus, und Sheila ließ sich von der Stewardeß einen Martini bringen. Bill und van Haarem bestellten Whisky.

»Und was haben Sie so in Amsterdam getrieben?« fragte van Haarem, als sie den ersten Schluck genommen hatten.

Bill stellte sein Glas ab. »Ob Sie es glauben oder nicht, wir haben Urlaub gemacht.«

»Das finde ich vernünftig. Wenn ich an meinen letzten Urlaub denke, Himmel, wie lange liegt das schon zurück.« Der Diamantenhändler deutete auf den Handkoffer. »Haben Sie sich ein Souvenir mitgebracht?«

»Ja. Und zwar eine…«

Bill wurde unterbrochen, da das Schild ›Bitte Anschnallen‹ aufleuchtete.

Wenige Minuten später war die übliche Prozedur vorbei, und der Reporter kam wieder auf das Andenken zurück.

»Wir haben eine Maske erworben«, sagte er und ließ die Schlösser des Koffers aufschnappen. Da die Maske flach war, paßte sie bequem hinein. Behutsam wickelte Bill sie aus.

Interessiert beugte sich der Diamantenhändler über den Koffer.

»Mein Gott«, sagte van Haarem, »die Maske. Wo haben Sie die her?«

»Aus einem Trödlerladen!«

»Unmöglich«, flüsterte der Mann, und plötzlich standen Schweißperlen auf seiner Stirn. »Das ist eine afrikanische Totenmaske, die einen ungeheueren Wert darstellt. Ich war lange genug auf diesem Kontinent, um das beurteilen zu können. Da haben Sie wirklich einen Fischzug gemacht. Aber da ist noch etwas…«

»Ja?«

»Diese Totenmaske ist mit einem Fluch behaftet.«

Bill hatte Mühe, einen Pfiff zu unterdrücken. »Und woher wissen Sie das?« fragte er statt dessen.

»Ich beschäftige mich mit der Geschichte Afrikas und habe auch einiges an Literatur darüber. Und in einem der Bücher ist diese Maske abgebildet. Wie sie allerdings nach Amsterdam gekommen ist, weiß ich nicht. Darf ich mal sehen?« fragte Josh van Haarem höflich.

»Bitte sehr.«

Der Diamantenhändler nahm die Maske in beide Hände. Er hielt sie wie eines seiner kostbarsten Schmuckstücke, und seinem Gesicht war abzulesen, wie erregt er innerlich war. »Ja«, sagte der Mann leise, »das ist sie, die Totenmaske des Magiers Zombola. Er lebte in dem Gebiet, das wir heute Sudan nennen.« Van Haarem verstummte. Er konnte sich an der Maske einfach nicht sattsehen.

Bill Conolly hatte auf das Gerede des Diamantenhändlers nicht geachtet. Er dachte daran, daß über der Maske ein Fluch liegen sollte. Und plötzlich sah er das Benehmen des Trödlers in einem völlig anderen Licht. Sollte die Totenmaske, eine magische Ausstrahlung haben? Äußerlich anzusehen war ihr davon nichts. Nur wenn man sie in der Hand hielt, konnte man fühlen, wie warm das Holz war.

Als würde es leben…

Bill tauschte mit Sheila einen schnellen Blick und bemerkte, daß auch seine Frau sich ihre Gedanken machte. Und noch etwas kam dem

Reporter seltsam vor.

Schlagartig schien sich die Atmosphäre in der Kabine verändert zu haben. Irgend etwas lag in der Luft. Nichts Greifbares, aber es war wie die trügerische Ruhe vor einem Gewitter.

Der Diamantenhändler starrte noch immer fasziniert auf die Totenmaske.

Bill Conolly drehte langsam den Kopf. Von den anderen Passagieren war nicht viel zu sehen. Die hohen Rückenlehnen verdeckten die Sicht. Einige Leselampen brannten, das war auch alles.

Merkwürdig war nur die Stille.

Der Reporter erhob sich.

»Wo willst du hin, Bill?« fragte Sheila und legte ihre Hand auf Bills Arm.

»Mich nur ein wenig umsehen.«

»Bleib hier, ich habe Angst.« Sheilas Stimme zitterte unmerklich.

»Ja, es ist ein sehr schönes Stück«, sagte in diesem Augenblick Josh van Haarem und legte die Totenmaske wieder in den Koffer, den Bill auf dem Boden abgesetzt hatte.

»Das ist sie in der Tat«, gab der Reporter zu und verschloß sorgfältig den Deckel. Anschließend ließ er sich wieder in den Sitz fallen. Den Koffer stellte er zwischen seine Beine.

Die Situation schien sich wieder zu entspannen. Plötzlich waren auch wieder die Unterhaltungen im Gang. Gläser klirrten, und die Stewardeß servierte drei Plätze weiter ein Glas Sekt.

Bill griff nach der Zigarettenschachtel.

»Gib mir auch eine«, sagte Sheila.

Bill reichte ihr ein Stäbchen herüber, und sie steckte es sich zwischen die blaßrosa geschminkten Lippen. Während Bill sich vorbeugte und seiner Frau Feuer reichte, murmelte Sheila: »Irgend etwas ist geschehen, Bill. Ich fühle es. So stark, daß es mir bereits körperliches Unbehagen bereitet.«

»Du wirst dich täuschen«, sagte Bill und lehnte sich wieder zurück.

Er bemerkte Josh van Haarems Blick von der Seite und drehte den Kopf.

Der Diamantenhändler war ziemlich aufgeregt. Nur mühsam konnte er ein Zittern seiner Finger vermeiden.

»Stimmt etwas nicht mit Ihnen?« fragte der Reporter besorgt.

»Nein, nein es ist alles in Ordnung. Nur – ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken soll.«

»Reden Sie ruhig«, ermunterte ihn Bill Conolly.

»Schön. Liegt Ihnen sehr viel an der Totenmaske, Mister Conolly.«

»Sie wollen sie kaufen?«

»Ja.«

Bill schob die Unterlippe vor und bemerkte auch, daß Sheila

instinktiv den Kopf schüttelte. »Wissen Sie, Mister van Haarem, diese Maske ist ein Andenken, das ich nicht gern aus der Hand geben möchte. Ich bin Sammler und…«

»Aber Mister Conolly«, unterbrach ihn der Diamantenhändler. »Das ist doch alles nur eine Sache des Preises. Ich zahle Ihnen, was Sie wollen. Ja, ich gehe sogar noch weiter. Ich biete Ihnen ein Tauschgeschäft an. Ihre Frau, Mister Conolly, kann sich aus meiner Sammlung aussuchen, was sie will. Sie geben mir dafür die Totenmaske.«

»Puh«, sagte Bill Conolly, »das ist wirklich ein verlockendes Tauschgeschäft. Ich kenne Sie zwar noch nicht lange, Mister van Haarem, habe Sie jedoch als harten und cleveren Geschäftsmann eingeschätzt. Ich weiß auch aus Ihren Erzählungen, wie wertvoll Ihre Sammlung ist. Sie müssen meiner Meinung nach deshalb schon einen ganz besonderen Grund haben, daß Sie einen Diamanten gegen die in einem Trödlerladen erworbene Maske eintauschen wollen. Sie werden Verständnis dafür haben, daß dies mein Mißtrauen weckt.«

»Ja, das habe ich. Nur geht es mir bei diesen Dingen genauso wie mit meinen Schmuckstücken. Ich muß diese Maske besitzen.«

Bill hatte sich schon längst entschlossen. Deshalb sagte er: »Sie ist unverkäuflich.«

Er hatte mit einer scharfen Reaktion des Diamantenhändlers gerechnet, doch van Haarem lachte nur. »Noch ist nicht aller Tage Abend, Mister Conolly. Ich glaube, wir werden bei mir noch über den Fall reden.«

»Wie Sie meinen.«

Plötzlich legte sich die schwere Maschine in eine weite Rechtskurve. Bills Körper wurde nach links gepreßt, und auch den anderen Passagieren erging es nicht anders.

Die Kurskorrektur dauerte vielleicht eine Minute. Die Stewardeß, die ebenfalls davon überrascht worden war, hatte sich gerade noch auf einen nicht besetzten Platz fallen lassen können. Jetzt stand sie langsam auf und ordnete unbewußt ihre Uniform. Ihr Gesicht war bleich wie ein Bettlaken.

Bill Conolly merkte es und stand auf. Er faßte den Arm der Stewardeß. »Ist Ihnen nicht gut?« fragte der Reporter.

Das dunkelhaarige Girl mit dem Puppengesicht lächelte verkrampft. »Danke, es geht schon.«

Bill schüttelte den Kopf. »Da stimmt doch etwas nicht. Sagen Sie, weshalb haben wir vorhin eine Kurskorrektur vorgenommen?«

Die Stewardeß sah den Reporter aus großen Augen an. Unwillkürlich dämpfte sie ihre Stimme, ehe sie eine Antwort gab. »Wir sind einige Zeit im Kreis geflogen«, sagte sie. »Es ist mir unverständlich, und auch der Kapitän weiß keine Erklärung. Der Copilot und der Funker

ebenfalls nicht. Etwas ist geschehen, was wir nicht begreifen können, Sir. Deshalb werden wir auch später in London landen als vorgesehen.«

»Danke«, erwiderte Bill und ging wieder an seinen Platz. Jetzt war er sich völlig sicher, daß die Maske die Menschen unter einen magischen Bann gezwängt hatte. Das Flugzeug hätte auch genausogut abstürzen können.

Und bei dieser Vorstellung lief dem Reporter Bill Conolly eine Gänsehaut über den Rücken.

***

»Verdammt«, knurrte Achmed Radu, »der Kerl ist schon längst überfällig. Und das war alles dein Plan, Lamont.«

Jason Lamont erwiderte nichts. Wie ein Denkmal saß er hinter dem Lenkrad und hatte die Arme vor der Brust verschränkt. Neben ihm hockte Lern Dayton und rauchte. Er hatte die Scheibe zur Hälfte heruntergekurbelt und blickte unbeteiligt den träge abziehenden Qualmwolken nach.

Nur Achmed Radu rutschte im Fond des Volvo aufgeregt hin und her. Er hatte seine Nerven wieder einmal nicht unter Kontrolle. Aber das hatte er schon bei seinem älteren Bruder bewiesen, der mit Achmeds Freundin ein Verhältnis angefangen hatte und den der Araber dann in einem Anfall von Tollwut erstochen hatte. Danach hatte er sich dann in Richtung London abgesetzt.

»Ja, merkt ihr denn nicht, daß uns der Kerl reingelegt hat?« schimpfte Radu. »Der hat was gerochen und ist gar nicht geflogen. Bestimmt lacht er sich in Amsterdam über uns halb tot.«

»Du redest irre«, entgegnete Lern Dayton lakonisch und drückte die Zigarette im Ascher aus. »Die Maschine kann Verspätung haben, das ist bei diesem Wetter ja geradezu normal. Und jetzt halts Maul!«

Achmed Radu schwieg verdrossen. Er kochte innerlich und hätte am liebsten vor Wut die Polster aufgeschlitzt.

Die drei Gangster parkten in einer Sackgasse. Hier standen nur fünf Häuser, zwei auf der linken und drei auf der rechten Seite. Die Grundstücke waren so groß, daß die einzelnen Häuser von der Straße her gar nicht zu sehen waren. Wer hier wohnte, hatte Geld. Zumeist umgaben dicke Mauern oder Zäune die Grundstücke, und nicht selten waren noch elektrische Sicherheitsanlagen eingebaut.

Der Volvo stand schräg in einem schmalen Weg, der zwischen zwei Grundstücken hindurchführte. Der Wagen konnte von der Straße her nicht sofort gesehen werden. Doch Lamont konnte Josh van Haarems Haus beobachten. Er brauchte nur den Kopf nach links zu drehen und durch die kahlen Zweige der Büsche zu peilen, dann hatte er genau das breite Eingangstor im Blickfeld.

Das Wetter war naßkalt. Auf der Frontscheibe des Volvo glänzten Wassertropfen, die manchmal in schmalen Rinnsalen nach unten, der Kühlerhaube entgegenliefen.

Der Wind hatte die letzten Blätter von den Bäumen geweht und sie zu einem Rutschbelag auf Straßen und Gassen gefegt. Die Natur machte sich für den Winter bereit, dementsprechend traurig sah sie aus.

In der Sackgasse herrschte so gut wie kein Betrieb. In den letzten fünfundvierzig Minuten war außer dem Volvo nicht ein Wagen eingebogen. Alles wirkte tot, leer, verlassen…

Immer wieder blickte Achmed auf seine Uhr. Unhörbar zählten seine Lippen die Minuten mit. Er hielt es einfach nicht mehr aus.

»Ich glaube, ich schnappe mal frische Luft«, sagte er plötzlich.

»Du bleibst hier!« Scharf wie ein Peitschenknall kam Jason Lamonts Antwort.

Der Araber wollte etwas erwidern, doch in diesem Augenblick hörte man das Brummen eines Motors.

Die Haltung der drei Gangster spannte sich.

Da bog ein hochrädriges Londoner Taxi um die Ecke, wurde abgebremst und stoppte vor Josh van Haarems Haus.

Die Türen des Taxis schwangen auf.

Schon hielten die drei Gangster ihre Waffen in den Händen. Jason Lamont stieg als erster aus dem Volvo, Lern Dayton folgte.

Im gleichen Augenblick versteifte sich Jason Lamont. Ungläubig weiteten sich seine Augen. Josh van Haarem war nicht allein gekommen. In seiner Begleitung befanden sich ein Mann und eine Frau.

»Verdammt«, flüsterte Achmed Radu. Er ließ die Pistole verschwinden und fingerte nach seinem Messer. »Die steche ich ab!«

Lamont packte ihn an der Schulter.

»Nichts machst du! Wenigstens noch nicht. Es geschieht alles genauso, wie wir es besprochen haben.«

Jason Lamont und seine beiden Kumpane warteten noch, bis das Taxi verschwunden war.

Dann gingen sie zum Angriff über…

***

Die Maschine aus Amsterdam hatte genau neunzehn Minuten Verspätung gehabt. Klare Angaben hatte der Pilot nicht machen können, und ehe eine genauere Untersuchung vorgenommen wurde, wollte man alles auf das Wetter schieben.

Aber davon ahnten das Ehepaar Conolly und Josh van Haarem nichts. Die Abfertigung der Passagiere war normal verlaufen, wenn auch mit starken Kontrollen.

Ein Taxi war ebenfalls schnell gefunden, und als sie sich in den Wagen schwangen, begann es zu regnen. Ein typischer Londoner Herbsttag.

Josh van Haarem nannte das Ziel und lehnte sich behaglich in den Sitz zurück. Er hatte seine alte Sicherheit wieder gefunden, war davon überzeugt, daß er Bill Conolly die Maske noch im Laufe des Tages abkaufen würde.

Er ahnte allerdings nichts von Bills Gedanken. Der Reporter hatte hin und her überlegt, ob er überhaupt mitfahren sollte, aber schließlich hatte seine Neugier gesiegt, und auch Sheila war gespannt darauf, die Diamantensammlung zu sehen.

Bill hatte dabei auch noch einen Hintergedanken. Daß mit der Maske etwas nicht stimmte, war ihm klar. Jetzt galt es herauszufinden, was. Und da van Haarem ein Kenner der afrikanischen Kultur war, hoffte Bill, von ihm die entsprechenden Informationen zu bekommen. Außerdem interessierten ihn die alten Schriften, die der Diamantenhändler besaß. Schließlich wollte Bill Conolly seinem Freund John Sinclair am nächsten Tag nicht unvorbereitet gegenübertreten.

Das Taxi quälte sich durch die Londoner Innenstadt. Es war wirklich eine Tortur. Bill hatte das Gefühl, daß sich sämtliche zugelassenen Wagen im Londoner Stadtbereich auf den Straßen befanden. Nur dem Fahrer machte es nichts aus. Er behielt weiterhin seine Ruhe.

Doch schließlich näherten sie sich dem Ziel.

Josh van Haarem wohnte an der Peripherie der City, in einer Gegend, die so vornehm war, daß man bald Angst hatte, mit schmutzigen Schuhen über die Straßen zu gehen. Hier wohnten superreiche Geschäftsleute, sogar ein bißchen Adel und ein Stahlproduzent. Unter ihnen war Josh van Haarem der einzige, der fast ohne festangestelltes Personal auskam. Brauchte er Leute, schaltete er eine Vermittlungsagentur ein, was letzten Endes bequemer war. Nur eine Köchin war fest angestellt und kam auch nur, wenn van Haarem längere Zeit zu Hause weilte.

Der Wagen ächzte bedenklich in der Federung, als der Fahrer in die schmale Seitenstraße einbog. Und schon tauchte auch van Haarems Grundstück auf. Es war durch eine dicke Steinmauer gesichert, die über zwei Yards hoch war und auf der Spitze noch eine elektrische Sicherung besaß. Das Tor war aus solidem Stahl und lief auf gut geölten Rollen.

Das Taxi stoppte. Während van Haarem den Fahrpreis beglich, stiegen Sheila und Bill aus. Die Conollys hatten ihr Gepäck einem Schließfach auf dem Flughafen anvertraut, wo sie es am nächsten Tag abholen wollten. Bill trug nur seinen Handkoffer.

Gewohnheitsmäßig glitt sein Blick über die Straße. Die kahlen Äste

der Bäume ragten wie lange Finger in den regenverhangenen Himmel. Ein kühler Wind schnitt durch die Kleidung. Unter Bills Sohlen klebten verfaulte Blätter. Zum Glück hatte es aufgehört zu regnen, und nur noch von den Bäumen fielen dicke Tropfen.

Aus dem Auspuff des Taxis drangen dicke Benzinwolken, als es Fahrt aufnahm. Rumpelnd verschwand es hinter der nächsten Biegung.

»Dann wollen wir mal«, sagte Josh van Haarem. »Ich hoffe, im Haus wird es richtig…«

Bill und Sheila erfuhren nicht mehr, was der Mann noch sagen wollte. Er brach mitten im Satz ab und stieß einen erschrockenen Ruf aus.

Bill Conolly kreiselte herum. Gleichzeitig schrie Sheila auf.

Auch sie hatten die drei Männer gesehen, die mit schußbereiten Waffen herankamen. Ihre Schritte glichen denen von Raubtieren, lautlos und geschmeidig.

Instinktiv zuckte Bills Hand hoch, doch im letzten Augenblick fiel ihm ein, daß er keine Waffe bei sich hatte.

Die Männer waren heran.

Matt glänzten die Waffen.

»Eine falsche Bewegung, und Sie sind tot«, sagte ein Kerl mit blonden Haaren und einem Gesicht wie aus Stein gehauen.

Sein Kumpan, ein windiger schwarzhaariger Typ, war inzwischen an van Haarem herangetreten und klopfte ihn gedankenschnell nach Waffen ab. Er fand nichts.

Der dritte Gangster stand auf der Straße wie festgeleimt. Nur seine Augen waren in ständiger Bewegung. Er beobachtete mit der Schärfe eines Adlers.

»Kann mir mal jemand verraten, was der Spaß hier soll?« fragte van Haarem mit scharfer Stimme.

Als Antwort bekam er von Achmed, dem Araber, einen Schlag in den Nacken. »Hier reden wir, mein Freund.«

Van Haarem war zusammengezuckt wie unter einem Stromstoß. Nur mühsam hielt er sich auf den Beinen.

»Schließ das Tor auf!« forderte Jason Lamont. »Und dann rein mit euch, auch die beiden Hübschen hier, wir wollen nämlich eine Party zu sechst feiern.«

»Bill«, flüsterte Sheila, »was wollen die von uns?«

»Keine Ahnung. Aber ich schätze, das gilt van Haarem. Naja, mal sehen.«

Die wahren Gedanken verschwieg der Reporter seiner Frau, denn wenn Gangster einen Hold up ohne Masken durchführten, bestand immer die Gefahr, daß sie die Zeugen hinterher beseitigen würden.

Das Tor schwang zur Seite. Lautlos, wie von Geisterhand geschoben.

Van Haarem übernahm die Spitze. Sheila ging in der Mitte zwischen

den beiden Männern. Schräg neben ihr hielt sich Radu, der Araber. Er zog Sheila mit seinen Blicken förmlich aus, und Bill war klar, daß dieser Mann die erstbeste Gelegenheit wahrnehmen würde, um Sheila etwas anzutun.

Wie Gefangene zur Hinrichtung, so marschierten sie durch den Park. Krähen saßen auf den glatt gefegten Ästen und glotzten aus unbeteiligten Augen nieder.

Van Haarem keuchte. Der Schlag vorhin hatte ihn hart getroffen. Es ging bergauf über einen künstlich angeschütteten Hügel. Die Wege waren gepflegt und mit Kies bestreut, bis auf den Hauptweg. Ihn hatte man asphaltiert, und er führte direkt bis zum Haus.

Haus war der falsche Begriff. Van Haarem wohnte eher in einer kleinen Burg. Es war ein altes Gebäude mit hohen Fenstern, verschnörkelter Fassade und vielen Türmchen und Erkern. Das Dach war erneuert worden. Schiefer glänzte regennaß.

Die Treppe zum Eingang war breit und einladend. Ehe van Haarem die Tür aufschließen konnte, wurde er von Jason Lamont gestoppt. »Sollte Ihnen einfallen, irgendeine Sicherheitsanlage einzuschalten, sind Sie augenblicklich ein toter Mann.«

»Ich habe verstanden!« preßte der Diamantenhändler hervor. »Ich bin auch nicht lebensmüde.«

Lamont lachte freudlos. »Ich sehe, wir verstehen uns.«

Van Haarem schloß die Tür auf und machte Licht. Eine große Wohnhalle nahm sie auf. Jedes Teil, was darin stand, war eine Kostbarkeit für sich. Knöcheltief versanken die Füße in echten Teppichen. Die Fensterstores bestanden aus einem kostbaren Material.

Alles atmete Gemütlichkeit und Wärme aus, zu denen die drei Gangster paßten wie die Faust aufs Auge. Eine freischwebende, dunkel gebeizte Holztreppe führte in die obere Etage.

Eine Standuhr schlug viermal. Hell schwangen die Echos durch die Halle, und Achmed verlor den letzten Rest seiner Nerven. Er fegte herum und jagte zwei Kugeln in das Uhrwerk der Uhr. Der letzte Schlag verhallte mit einem schrillen Mißton.

»Du verschenkst Munition«, sagte Lamont nur und wandte sich dann dem Händler zu. »Und wir beiden sehen uns mal deine Sammlung an, mein Freund.«

Van Haarem hatte den Koffer abgestellt. Sein Gesicht wirkte seltsam bleich. »Von welcher Sammlung reden Sie?«

Lamont schlug zweimal zu. Sekunden später krümmte sich der Diamantenhändler am Boden.

Für Augenblicke war die Aufmerksamkeit der anderen Gangster erloschen.

Bill Conolly sah seine Chance.

Sein Schlag fegte dem überraschten Achmed die Pistole aus der

Hand. Gleichzeitig packte Bill Radus anderen Arm, zog den Araber zu sich heran, bückte und drehte sich, und schleuderte den Kerl über seine Schulter.

Achmed prallte genau gegen Lern Dayton.

Beide gingen zu Boden.

Bill flog zur Seite, stieß Sheila aus der Gefahrenzone und riß Achmeds Pistole an sich.

»Wenn Sie schießen, ist er tot!«

Jason Lamonts kalte Stimme zerschnitt die Stille.

Pfeifend atmete Bill Conolly aus. Ein, zwei Herzschläge lang blieb er in seiner geduckten Haltung stehen, saugte das Bild in sich auf.

Lamont hatte van Haarem die Mündung der Pistole an die Schläfe gesetzt. Sein Gesicht zeigte eine gewisse Gleichgültigkeit, die Profikillern zu eigen ist. Achmed und Lern hockten am Boden. Lern hielt seine Waffe noch in der Hand, doch die Mündung wies nach unten. In den Augen der Männer stand die reine Mordlust.

Sheila Conolly war bis zur Treppe gelaufen. Sie hatte ihre Hände um das halbrunde Geländer gekrallt. Ihre Blicke flogen zwischen den Personen hin und her.

»Geduld ist nicht gerade meine starke Seite, Mister«, sagte Jason Lamont.

Bill grinste kalt. Er hielt mit der Pistole die beiden anderen Gangster in Schach. »Wenn Sie van Haarem erschießen, kommen Sie auch nicht an die Diamanten. Denn nur er ist schließlich in der Lage, die Sicherungen auszuschalten.«

»Das ist richtig«, erwiderte Lamont. »Aber dann lassen wir den Coup sausen.«

Die Situation stand wirklich auf des Messers Schneide. Wie Bill sich auch entschied, es konnte auf jeden Fall falsch sein. Und er mußte an Sheila denken. Ein Funke genügte, und hier war die Hölle los.

Doch die Entscheidung wurde dem Reporter vorerst abgenommen denn in diesem Augenblick läutete das Telefon…

***

Schlagartig änderte sich die Situation. Es war, als hätte ein unsichtbarer Regisseur eine andere Bühneneinstellung befohlen. Die Anwesenden hielten den Atem an. Jeder spürte das Gefühl der hochkeimenden Spannung in sich, die wie eine Last drückte.

Acht Augenpaare starrten Jason Lamont und Josh van Haarem an.

Wieder schrillte es, und die angespannte Stille wurde unterbrochen.

Jason Lamont atmete aus. »Geh ran!« sagte er »aber kein falsches Wort.«

Van Haarem nickte schwer. Mit müden Schritten schleppte er sich zum Apparat, der auf einem kleinen Tischchen stand.

Beim vierten Läuten hob er ab. Jason Lamont war wie ein Schatten neben ihm aufgetaucht. Das kühle Metall der Waffe berührte van Haarems schweißfeuchten Nacken.

»Ja bitte«, sagte der Diamantenhändler und gab sich Mühe, seiner Stimme einen normalen Klang zu geben.

»Hallo, Josh. Da habe ich aber Glück gehabt, daß du schon zu Hause bist. Ich dachte mir, versuch es einmal. Okay, Josh, wann können wir uns sehen? Mir paßt es am besten heute abend.«

Der unbekannte Anrufer sprach so laut, daß die Anwesenden ihn verstehen konnten.

Lamont deckte mit der freien Hand die Sprechmuschel zu. »Sag ihm, daß du keine Zeit hast!« zischte er.

»Josh, warum meldest du dich denn nicht. Zum Teufel, was ist?«

»Entschuldige, Jan, aber ich habe gerade nachgedacht. Weißt du, heute abend paßt es mir nicht. Ich bin zu müde, muß mich unbedingt hinlegen. Die Reise ist mir doch in die Knochen gefahren.«

»Schade. Na ja, dann nicht. Aber ruf mich morgen früh mal an.«

»Wird gemacht, Jan.«

»Nichts für ungut. Bis morgen dann.«

Der Anrufer legte auf. Josh van Haarem stand noch einige Sekunden unbeweglich. Mit der linken Hand hielt er den Hörer umklammert und konzentrierte sich auf den kalten Druck in seinem Nacken.

»Leg auf!« erklang Lamonts leise Stimme.

Der Diamantenhändler gehorchte.

Jason Lamont warf einen blitzschnellen Blick zu Bill Conolly hinüber. »Laß lieber fallen, Mister. Die Chancen haben sich für dich wesentlich verschlechtert.«

Das hatten sie sich in der Tat. Denn Jason Lamont stand jetzt halb hinter dem Diamantenhändler und hatte so einen idealen Schutzschild.

Bill öffnete die Hand. Die schwere Pistole fiel auf den Teppich. Augenblicklich löste sich Achmed Radu vom Boden und riß die Waffe an sich. Mit einem Schrei federte er zurück, brachte die Kanone in Anschlag und brüllte: »Jetzt leg ich dich um, du Schwein!«

Bill Conolly sah dem Tod ins Auge. Doch da griff Lern Dayton ein. Mit einem gezielten Schlag holte er den Araber von den Beinen. Radu jaulte auf und Dayton entwand ihm die Pistole. Dabei sagte er: »Laß ja deine Messer stecken, du Held.«

»Irgendwann zahle ich es dir noch heim!« knurrte der Araber. Mit einem Sprung stand er wieder auf den Füßen.

Jason Lamont kam auf Bill Conolly zu, während Dayton auf einen Wink hin die Bewachung des Diamantenhändlers übernahm.

Zwei Schritte vor Bill blieb Jason Lamont stehen. »Wer bist du?« fragte er. »Ein Kollege von Mister van Haarem.«

Lamont lächelte. Es war ein zynisches, gefährliches Lächeln, das wie Eiskristalle unter die Haut drang. »Achmed kennt sämtliche Diamantenhändler hier in London. Mal sehen, was er sagt. Achmed, hast du ihn schon mal gesehen?«

»Nein!«

»Das hatte ich mir fast gedacht, Mister. Bei der nächsten Lüge geht es dir schlecht, nur damit wir uns verstehen. Wenn du also kein Diamantenhändler bist, was denn? Wie kommst du an van Haarem?«

»Wir haben uns im Flugzeug kennengelernt.«

Lamont senkte die Waffe um zwei Millimeter. »Du bist wohl ein Typ, der gern Schmerzen erleidet, was? Also bitte, wenn du nicht willst.«

»Aber das stimmt doch!« schrie van Haarem. »Wir haben uns tatsächlich im Flugzeug kennengelernt.«

Lamont zögerte. »Und dann bringen Sie ihn schon mit in die Wohnung?«

»Ich wollte ihm meine Sammlung zeigen. Ja, wir hatten sogar vor, ein Tauschgeschäft zu machen. Er hat in Amsterdam eine wertvolle Totenmaske erworben, und ich wollte sie gegen einen Brillanten oder Diamanten eintauschen.«

»Das sind aber wirklich interessante Neuigkeiten«, sagte Lamont. Mit der freien Hand zeigte er auf den Koffer, den Bill bei dem Handgemenge vorhin fallen gelassen hatte. »Ist die Maske darin?«

»Ja«, knirschte der Reporter.

»Fein«, erwiderte Lamont. »Muß ja ein sehr wertvolles Stück sein, wenn der gute van Haarem sich dafür von einem seiner Steine trennt. Mal sehen.«

»Lassen Sie die Totenmaske in Ruhe«, sagte Bill und seine Stimme klang beschwörend.

»Sie ist verhext. Es liegt ein Fluch auf ihr.«

Lamont lachte. »Aus der Märchenzeit bin ich schon heraus. Los, gib die Maske her!« Lamonts Stimme wurde schneidend.

Bill zuckte die Achseln. »Auf Ihre Verantwortung«, sagte er.

Im gleichen Augenblick stieß Radu einen Fluch aus. »Boß«, sagte er. »Die Puppe ist weg!«

***

Jason Lamont reagierte innerhalb von Sekundenbruchteilen. Er riß den Arm mit der Waffe hoch und schlug Bill Conolly den Lauf gegen die Schläfe.

Ächzend sackte der Reporter zusammen. Wie dicke Wolken kamen die Wogen der Bewußtlosigkeit, und verzweifelt stemmte sich Bill gegen die Ohnmacht an.

Schwach hörte er die Stimmen der Gangster. »Lern, paß du auf die beiden auf! Radu, du suchst die Frau! Sie kann noch nicht weit sein.«

Lamont rannte durch die Halle. Er packte Josh van Haarem am Kragen seines Jacketts. »Gibt es oben ein Telefon?«

»Ja. Mehrere Apparate!«

»Wo ist der Verteilerkasten? Zum Teufel, reden Sie schon!«

»Hier in der Halle. Unter dem rechten Fenster in der kleinen Nische.«

Jason Lamont stieß den Diamantenhändler in einen Sessel, hetzte zum Fenster, riß den Vorhang weg und sah den kleinen grauen Kasten.

Mit dem Fuß trat er die Kunststoffverkleidung weg. Es splitterte und knirschte. Dann lagen die Drähte, Spulen und Relais vor ihm.

Lamont hob die Waffe, kniff die Augen leicht zusammen und feuerte zwei Schüsse ab.

Blitze zuckten, Drähte schmorten durch. Grauweiße Rauchspiralen stiegen von den geschmolzenen und verbogenen Drähten hoch. Es war geschafft. Die Anlage funktionierte nicht mehr.

Lamont atmete, auf. Ein zynisches Lächeln grub sich in seine Mundwinkel.

Jetzt saß die Blonde in der Mausefalle. Und Radu würde schon dafür sorgen, daß sie auch nicht mehr hinauskam…

***

Sheila Conolly war eine Frau, die auch in den gefährlichsten Situationen die Nerven behielt. Als Bill sie zur Seite gestoßen hatte, hatte sie sich noch mehr Schwung gegeben und war erst dicht neben der Treppe stehengeblieben. Das Licht in der Halle war nicht sehr hell, es erleuchtete gerade noch die ersten drei Stufen, so daß die übrigen in einem verwaschenen Dämmerlicht lagen.

Eiskalt beobachtete Sheila die Männer und merkte, daß die Leute auf sie nicht mehr achteten.

Diese Chance mußte sie nutzen. Bestimmt befanden sich in den oberen Räumen mehrere Telefonapparate. Wenn es ihr nun gelang, sich die Treppe hinaufzuschleichen und die Polizei zu alarmieren…

Sheila dachte den Gedanken nicht zu Ende, sondern setzte ihn augenblicklich in die Tat um.

Sie nahm die erste Stufe. Wenn das Holz jetzt knarrte, dann…

Nichts geschah.

Sheila Conolly atmete auf.

Die zweite Stufe, die dritte.

Rasend hämmerte ihr Herz gegen die Rippen. Schweiß lag auf ihrem Körper, und Sheila atmete durch den Mund.

Wie ein Schemen verschwand ihre Gestalt in dem Dämmerlicht, Dann hatte sie das Ende des ersten Absatzes erreicht. Von unten tönten die Stimmen der Männer hinauf. Jetzt, wo die Nervenspannung etwas nachgelassen hatte, spürte Sheila die Angst um ihren Mann. Gefühlsmäßig kam sie sich wie eine Verräterin vor, doch sagte ihr der

kühle Verstand, daß sie richtig gehandelt hatte. Hoffentlich wurde ihr Verschwinden nicht zu früh bemerkt.

Vor Sheila Conolly lag ein langer Flur. Trübes Spätnachmittagslicht fiel durch die Fenster. Auf der rechten Gangseite zweigten fünf Türen ab. Der Boden war mit einem langen Teppich belegt. Unter einem Fenster stand ein kleines Tischchen mit einer handgearbeiteten leeren Blumenvase darauf. Irgendwie wirkte es verloren.

Die Stimmen unten aus der Halle waren nur noch gedämpft zu vernehmen. Trotzdem schlich Sheila auf Zehenspitzen weiter.

Vor der ersten Tür blieb sie stehen. Die Klinke war aus Metall und gebogen.

Sheila drückte sie nach unten.

Die Tür war verschlossen.

Ärgerlich biß sich Sheila Conolly auf die Unterlippe. Wenn es ihr mit den anderen Türen auch so ging, dann war alles umsonst.

Die junge Frau ging weiter. Und an der nächsten Tür hatte sie Glück. Sheila schlüpfte in das dahinterliegende Zimmer.

Es war ein großer Raum. Seidentapeten bedeckten die Wände. An der Decke hing ein kostbarer Lüster, und an der Stirnseite stand ein französisches Bett. Die gelbe Decke war glattgezogen, und die drei bunten Kissen wirkten wie große Farbtupfer. Über dem Bett hing ein Bild. Es war eine Jablonsky-Kopie.

Doch am meisten faszinierte Sheila Conolly das Telefon. Es war ein Drucktastenapparat, und er stand auf einer kleinen Ablage über dem Kopfende des Bettes.

Sheila verlor keine Sekunde mehr. Sie beugte sich über das Bett und zog den Apparat zu sich heran.

Und da hörte Sheila die Schüsse.

Sie hatte den Hörer schon in der Hand gehalten, und das Freizeichen brach ab wie ausradiert.

Sheila brauchte keine große Gedankenkünstlerin zu sein, um sich vorstellen zu können, was geschehen war. Man hatte ihre Flucht entdeckt und sofort die richtigen Schlüsse gezogen.

Sheila sprang auf und rannte aus dem Zimmer.

Ein Mann stürmte die Treppe hoch. Es war Radu, der Araber.

Jetzt ging es um Bruchteile von Sekunden!

Sheila warf sich auf dem Absatz herum und rannte wie von Furien gehetzt den Gang entlang.

»Stehenbleiben!« gellte hinter ihr eine Stimme auf.

Sheila dachte nicht daran.

Da zog Achmed Radu den Stecher der Waffe durch. Hautnah jaulte die Kugel an Sheila vorbei und klatschte am Ende des Ganges in die Wand.

Panik erfaßte die junge Frau. Mit einem gewaltigen Hechtsprung

warf sie sich nach rechts, schlug mit dem angewinkelten Arm auf eine Türklinke und drückte mit ihrem Körpergewicht die Tür auf.

Durch diese Reaktion jagte auch die nächste Kugel an ihr vorbei.

Sheila war in das Zimmer gefallen. Sofort rollte sie sich herum, schmetterte die Tür zu, sah, daß der Schlüssel von innen steckte und drehte ihn herum.

Dann sprang sie aus der Schußlinie.

Gerade noch rechtzeitig, denn die nächsten zwei Bleihummeln stanzten Löcher in das Holz.

Sheila war in einem Eßzimmer gelandet. Und während sie zum Fenster hetzte, hörte sie draußen vom Gang her Radus verbissenes Fluchen. Der Araber hatte sich verschossen, aber das wußte die Frau nicht. Sie ahnte allerdings auch nichts von Radus gefährlichen Messern…

Sheila stieß in ihrer Eile einen Stuhl um, erreichte das Fenster und riß es auf.

Still und verlassen lag der Garten unter ihr. Im ersten Augenblick dachte sie daran, einfach hinabzuspringen, doch ob sie mit heilen Knochen unten ankommen würde, war sehr fraglich. Immerhin betrug die Distanz fast drei Meter.

Aber Sheila entdeckte einen Sims, der sich an der Fassade entlangzog. Wenn sie auf den Sims kletterte und dort ein Stück weiter balancierte, konnte sie einen Baum erreichen, dessen Äste bis dicht an das Fenster reichten.

Sheila wagte es. Sie mußte es einfach wagen, denn hinter ihr hämmerten schwere Schläge gegen die Tür. Radu setzte alles auf eine Karte.

Sheila schwang sich auf die Fensterbank. Im ersten Augenblick schwindelte ihr als sie nach unten blickte, doch dann faßte sie sich ein Herz, drehte ihren Körper und berührte mit dem rechten Fuß zuerst den schmalen Sims.

Wenn das Gestein nur hielt…

Gewaltsam zwang sich Bill Conollys Frau zur Ruhe. Nur nicht schlappmachen, nur jetzt nicht.

Eng preßte sich Sheila gegen die Wand. Die Kälte des Gesteins drang durch ihre Kleidung. An Ritzen und Fugen in der Mauerwand fanden Sheilas Finger immer wieder etwas Halt. Die Strümpfe waren längst aufgescheuert. Blut lief von den Knien herab, doch Sheila verbiß sich tapfer den Schmerz.

Stück für Stück kam sie weiter.

Sie hatte das Gefühl, schon eine Ewigkeit hier zu stehen, doch in Wirklichkeit waren es nur Sekunden.

Sheila Conolly sah nicht, was sich hinter ihrem Rücken abspielte. Radu hatte es aufgegeben, die Tür aufzubrechen. Statt dessen war er

in ein anderes Zimmer gelaufen, hatte das Fenster aufgerissen und sah Sheila Conolly wie ein übergroßes Insekt an der Hauswand kleben.

Sein Opfer!

Radus Lächeln war mörderisch, als er eines seiner gefährlichen Messer hervorzauberte. Er mußte sich weit aus dem Fenster beugen und seinen Körper nach links drehen, wenn er Sheila treffen wollte.

Radu spielte erst noch mit dem Gedanken, sie auf sich aufmerksam zu machen, ließ es aber dann bleiben. Ein Warnschuß – es war der erste draußen auf dem Gang gewesen – hatte schließlich gereicht.

Ungefähr zwanzig Schritte betrug die Distanz zwischen Sheila und dem Killer.

Noch einmal nahm Radu Maß. Schon in der nächsten Sekunde würde sich der lautlose Tod in Sheilas Rücken bohren…

***

Bill Conolly war nicht bewußtlos geworden. Mit eiserner Energie hatte er es geschafft, gegen die Wellen der Ohnmacht anzukämpfen.

Noch immer lag er auf dem Boden. Sein Schädel erinnerte ihn an einen Brummkreisel. Der Brandgeruch aus dem zerstörten Verteilerkasten kitzelte seine Nase.

Jason Lamont hatte sich wieder gefangen. Seine Kaltschnäuzigkeit war wirklich sagenhaft. Mit knappen Sätzen erteilte er die nächsten Befehle.

»Sie gehen mit Lern Dayton in den Keller, van Haarem. Und versuchen Sie keine Tricks. Lern ist Elektrospezialist. Er wird darauf achten, daß Sie die Alarmanlage ausschalten. Und Sie, mein lieber Conolly, gehen mit. Los, hoch mit Ihnen!«

Bill quälte sich ächzend auf die Beine. Zu seinen Kopfschmerzen kam noch die Sorge um Sheila. Wenn ihr etwas geschah – er wüßte nicht, was er dann tun würde.

Unwillkürlich warf Bill einen Blick zur Treppe hinüber. Lamont merkte es und lachte. »Radu wird die Kleine schon einfangen«, sagte er gelassen.

Bill wandte den Kopf. »Wenn Sie ihr etwas antun, dann bringe ich Sie um!«

Lamont zuckte nur mit den Achseln. »Fragt sich nur – wie. Noch sitzen wir am Drücker. Und jetzt reden Sie nicht mehr lange herum, sondern kommen Sie mit.«

Lamont winkte mit der Pistole.

Josh van Haarem und Lern Dayton waren inzwischen im Hintergrund, der Halle verschwunden. Hier war in einer Nische eine kaum auszumachende Holztür eingebaut, die den direkten Zugang zum Keller darstellte. Van Haarem hatte sich den Zugang nach seinem Einzug extra mauern lassen. Er wollte nicht immer erst um das Haus

herumgehen, um in den Keller zu gelangen.

Die Tür war verschlossen. Hinter einem Bild befand sich die zentrale Stelle der Sicherungsanlagen. Der Kasten war in die Wand eingearbeitet worden und durch ein Spezialschloß gesichert, das außerdem mit einer Zahlenkombination versehen war, die nur van Haarem kannte.

Mit kalkweißem Gesicht und zitternden Fingern stellte der Diamantenhändler die Kombination ein.

Noch ehe er fertig war, peitschten Schüsse durch das Haus.

Mit einem Aufschrei fuhr Bill Conolly herum. Die Schüsse waren oben gefallen.

Und dort befand sich Sheila!

Hart rammte Lamont Bill den Lauf der Waffe in die Magengrube. »Bleib ganz ruhig!« zischte der Killer. »Wenn Radu deine Puppe erledigt hat, dann war sie selbst schuld.«

Bill Conolly würgte vor Schmerz und Enttäuschung. Jason Lamonts Gestalt verschwamm vor seinen Augen. Der Reporter wurde in einen höllischen Taumel gerissen, er war nicht mehr Herr seiner Sinne, und in einem verzweifelten Anfall von Wut und Wahnsinn warf er sich herum und schlug zu.

Jason Lamont flog zurück. Ein Schuß löste sich, doch die Kugel fegte in die Decke. Ein zweitesmal abzudrücken schaffte Lamont nicht mehr, da hatte ihm Bill bereits den Kopf in den Leib gerammt. Gemeinsam krachten sie gegen die Wand. Lamonts sonst glattes Gesicht verzog sich zu einer schmerzverzerrten Grimasse.

Und wieder schlug Bill zu. Mit der Wucht eines Dampfhammers traf er Lamont und trieb ihm die Luft aus den Lungen.

Der Killer keuchte auf. Er versuchte, mit der Waffe zuzuschlagen, doch Bill wehrte den Hieb ab. Er war wie in einem Rausch, er sah in diesem Moment rot.

Bis Lern Dayton angriff. Ein Schlag traf Bill Conollys Genick.

Der Reporter zuckte hoch und brach dann zusammen. Er blieb auf dem Boden liegen.

»Warum hast du ihn nicht erschossen?« keuchte Lamont und wischte sich das Blut aus dem Mundwinkel.

»Ich dachte, du wärst selbst mit ihm fertig geworden«, erwiderte Dayton gelassen.

»Quatsch nicht!« Lamont atmete schwer. »Du wolltest sehen, wie ich zusammengeschlagen werde, das war es. Verdammt, wo Radu nur bleibt. Er müßte doch längst mit der Puppe hier unten sein.«

»Vielleicht hat er sie gar nicht erwischt«, bemerkte Lern Dayton.

»Das wäre natürlich ‘ne Sache. Macht aber auch nichts, dann legen wir den Kerl eben zusammen mit seiner Frau um.«

Im gleichen Augenblick hörten sie den gellenden Schrei.

»Das war draußen!« rief Lamont und rannte los…

***

Greifbar nahe tauchten die Äste des Baumes vor Sheila Conolly auf. Noch einen Schritt, dann…

Sheila stemmte sich um eine Winzigkeit von der Hauswand ab, löste die Finger ihrer rechten Hand aus einer Fuge, um nach dem nächsten armdicken Ast zu greifen.

Da warf Radu das Messer!

Manchmal ist es nur eine winzige Zeitspanne, die über das Leben eines Menschen entscheidet.

So auch hier.

Dadurch, daß Sheila ihre Haltung verändert hatte, bot sie nicht mehr das Ziel, das Radu vorhin vor Augen gehabt hatte. Das Messer fegte wie ein tödlicher Blitz an der Haus wand vorbei und streifte Sheilas linke Schulter.

Sheila fiel vom Sims.

Der Schock, der Fall – sie waren die auslösenden Faktoren für Sheilas gellenden Angstschrei. Instinktiv riß sie die Arme hoch, bekam mit der rechten Hand den ins Auge gefaßten Ast zu packen, klammerte sich daran fest und baumelte für Sekunden über dem Boden.

Angst, Selbsterhaltungstrieb und der letzte Rest von Verstand trieben Sheila dazu, sich fallen zu lassen.

Sie prallte auf den Boden.

Bis ins Gehirn spürte sie die stechenden Schmerzwellen. Nicht eine Sekunde blieb sie auf der Stelle liegen, sondern schnellte mit einem wahren Panthersatz auf ein Gebüsch zu.

Das nächste Messer verfehlte sie. Zitternd blieb es schräg neben ihr im feuchten Erdreich stecken.

Sheila hetzte weiter. Nur weg hier! Weg aus diesem höllischen Haus! Sie rannte wie noch nie in ihrem Leben. Sie lief im Zickzack wie ein Hase. Bäume und Gestrüpp gaben ihr genügend Deckung. Aus den Augenwinkeln sah sie, wie Lamont aus dem Haus gelaufen kam. Er feuerte im Laufen. Die Kugel ging daneben.

Immer näher kam das Tor.

Jason Lamont und der Araber schrien sich gegenseitig Befehle zu. Der Araber stand im Fensterrechteck und versuchte, die fliehende Sheila mit dem Messer zu stoppen.

Bills Frau rannte geduckt und fand immer wieder natürliche Deckungsmöglichkeiten. Schon sah sie das Tor auftauchen. Noch einmal mobilisierte sie sämtliche Kraftreserven.

Das Tor war zu!

Sheila schrie auf. Es war ein Schrei, geboren aus höchster Verzweiflung und Enttäuschung. All ihre Hoffnung, ihre Kraft

zerplatzte wie eine schillernde Seifenblase.
Trotzdem taumelte Sheila auf das Tor zu. Ihr Schrei erstickte in einem Wimmern.
Aus, vorbei!
Fünf, sechs Yards waren es noch, dann war sie am Ende.
Doch plötzlich geschah etwas, womit Sheila nie im Leben gerechnet hatte.
Das breite Tor schwang zur Seite. Es war wie eine Fügung des Schicksals. Sheila wußte nicht, wieso das plötzlich geschah, sie sah nur die Lücke, die immer breiter wurde.
Sheila warf sich förmlich hindurch, stolperte, fing sich wieder und hetzte auf die Straße.
Und da sah sie den Wagen! Es war ein schwerer Mercedes, der langsam in die Sackgasse einbog.
Sheila wankte darauf zu. Sie schrie, schluchzte und weinte in einem. Sie sah nicht mehr, daß Jason Lamont mit einem wütenden Fluch die Pistole wegsteckte und in einem nahen Gebüsch untertauchte.
Sheila sah nur den Wagen, der immer größer wurde und ihr wie ein Geschenk des Himmels vorkam.
Plötzlich machten ihre Beine nicht mehr mit. Mit einem Seufzer sackte Sheila zusammen und fiel der Länge nach auf das Pflaster der Straße.

***

Auch Lern Dayton war nervös. Sein Blick flog zwischen dem Diamantenhändler und dem bewußtlosen Bill Conolly hin und her. Er wußte nicht genau, wie er sich verhalten sollte und befahl van Haarem deshalb, den Kasten für die Sicherung zu öffnen.
Van Haarem tat es. Dayton hatte ihm die Waffe in den Rücken gebohrt, und der schmerzhafte Druck erinnerte den Diamantenhändler daran, wie winzig seine Chancen waren.
Langsam zog er die kleine, aber einbruchsichere Tür auf.
Eine Unzahl von Knöpfen und Schaltern präsentierte sich den Männern. Grünes Licht ließ die Anlage geheimnisvoll erscheinen.
»Schalt sie ab!« sagte Dayton.
Van Haarem zögerte einen Augenblick, dann legte er den größten Hebel um.
Das grüne Licht in dem Sicherungskasten erlosch. Vorher hatte van Haarem jedoch mit dem kleinen Finger einen Knopf berührt, der in einem Kontakt zum Eingangstor stand.
Das Tor würde jetzt langsam aufgleiten…
Van Haarem gratulierte sich innerlich, daß er vieles doppelt gesichert hatte. Es gab verschiedene Kontaktmöglichkeiten, mit denen er das Eingangstor öffnen konnte. Diese hier war praktisch seine letzte

Sicherung.
»Dreh dich wieder um«, befahl Dayton.
Van Haarem gehorchte. Gleichzeitig umspielte ein leises Lächeln seine Lippen. Wenn es die Frau tatsächlich geschafft hatte zu entkommen, dann bestand noch eine kleine Chance.

***

Irgendeine scharfe Flüssigkeit rann zwischen Sheilas Lippen, tropfte zum Teil über das Kinn und lief am Hals entlang.
Sheila Conolly schluckte. Dann mußte sie husten.
»Na endlich«, hörte sie eine Stimme. »Ich wußte doch, daß Whisky in solchen Situationen Wunder wirkt.«
Sheila öffnete die Augen. Über sich sah sie das freundliche Gesicht eines Mannes mit buschigen Augenbrauen. Der Mann lächelte, schraubte die Taschenflasche wieder zu und meinte: »Sie haben uns einen ganz schönen Schrecken eingejagt, Lady.«
»Ich?« hauchte Sheila und räusperte sich, um das Kratzen aus ihrer Stimme zu bekommen. »Wo bin ich überhaupt?« Jetzt erst merkte Sheila, daß sie lag, und sie wollte sich aufrichten, doch der unbekannte Helfer drückte sie zurück.
»Das wollen wir lieber bleibenlassen. Erst mal sehen, was der Arzt sagt.«
»Arzt?«
»Ja. In Ihrem Zustand müssen Sie zu einem Arzt. Sie sind ja völlig erschöpft. Hätte mein Chauffeur nicht so gut reagiert, wären Sie jetzt unter Umständen tot.«
Sheila schluckte. »Was ist denn genau geschehen?« Plötzlich wurden ihre Augen groß. »Himmel, Bill«, flüsterte sie, »und die Killer. Ich darf ihn nicht zurücklassen, Sie müssen helfen, verstehen Sie. Wir müssen die Polizei alarmieren.«
»Alles der Reihe nach«, erwiderte der Mann, und diesmal gelang es ihm nicht, Sheila wieder zurückzudrücken.
Sheila saß im Fond des Mercedes. Es war der Wagen, der sie beinahe überfahren hatte. Am Steuer saß ein Neger, der sich jetzt kurz umdrehte und sein prächtiges Gebiß zeigte.
Sheila merkte, daß die Aufregung wieder von ihr Besitz ergriff. Sie faßte nach dem Arm des neben ihr sitzenden Mannes. »Sagen Sie mir, was genau passiert ist.«
»Nun, Sie kamen aus dem Garten gerannt, als wäre der Teufel persönlich hinter Ihnen her gewesen. Sahen nicht nach links oder rechts, sondern rannten genau vor unseren Wagen. Es ging wirklich um Bruchteile von Sekunden. Mein Chauffeur bremste, sprang aus dem Wagen und merkte, daß Sie ohnmächtig waren. Wir haben Sie dann auf den Rücksitz gelegt, und alles weitere wissen Sie.«

»Ja«, sagte Sheila leise. »Ich danke Ihnen, denn Sie haben mir das Leben gerettet. Hinter mir war ein Mörder her.«

Das freundliche Gesicht des älteren Mannes wurde schlagartig ernst. »Ein Mörder, sagen Sie. In dieser Gegend?«

»Ja, Mister. Ein Killer.«

»Unmöglich.«

»Haben Sie denn nichts gesehen? Ich meine den Mann, der mich verfolgt hat?«

»Nein. Oder hast du etwas bemerkt, Bob?«

»Nein, Sir.« Der Chauffeur schüttelte den Kopf. »Ich habe nur gesehen, daß das Tor weit offen stand. Die Lady kann natürlich recht haben.«

»Ja – kann. Oh, entschuldigen Sie, daß ich mich noch nicht vorgestellt habe. Mein Name ist Ransome. William P. Ransome.«

»Von Ransome Steel?« fragte Sheila.

»Ja«

Sheila atmete auf. »Und ich dachte schon, ich wäre vom Regen in die Traufe gekommen. Ich heiße Sheila Conolly. Mein Mann Bill wird in Josh van Haarems Villa gefangengehalten. Drei Killer sind dort. Sie haben es auf van Haarems Diamantensammlung abgesehen.«

Ransome lehnte sich aufseufzend in die weichen Polster des Mercedes 600 zurück. »Ich habe es kommen sehen. Wie oft habe ich van Haarem gesagt, er solle seine Sammlung einer Bank übergeben. Nein, er konnte oder wollte nicht hören. Jetzt hat er die Quittung. Und was sollen wir tun? Polizei?«

»Genau.«

»Aber gefährden wir damit nicht die Geiseln. Kein Diamant auf der Welt wiegt das Leben eines Menschen auf.«

»Sie haben völlig recht, Mister Ransome. Nur – der Mann, dem – ich Bescheid gebe, ist Oberinspektor bei Scotland Yard und unser bester Freund. Er wird schon die richtige Entscheidung treffen.«

»Gut, dann wollen Sie zum New-Scotland-Yard-Building.«

»Ja, das heißt nein. John ist ja gar nicht da.« Sheila wirkte plötzlich sehr aufgeregt. Dann sagte sie: »Fahren Sie doch am besten hin. Irgendein Kollege wird wissen, wo ich John erreichen kann.«

»Hoffentlich haben Sie Glück«, sagte William P. Ransome. »Aber sollten Sie sich nicht hinterher in ambulante Behandlung begeben, Mrs. Conolly?«

Sheila blickte an sich herab. Ihre Kleidung war zerfetzt. Die Knie waren aufgescheuert, und das Blut war an den Beinen hinabgelaufen. Jetzt war es eingetrocknet und mit einer Kruste überzogen. Mit Sheilas Händen sah es nicht besser aus.

»Vielleicht später«, sagte Sheila. »Ich muß erst meinen Mann da rauskriegen. Diese Killer sind zu allem fähig. Hoffentlich erschießen

sie Bill nicht aus Rache, weil ich ihnen entkommen bin. Es wäre immerhin möglich.«

William P. Ransome konnte Sheilas Ängste verstehen. Er gab seinem Chauffeur die Anweisung, schneller zu fahren. »Möchten Sie noch einen Schluck trinken?« fragte er Sheila.

Bills Frau schüttelte den Kopf. Im gleichen Augenblick schlug sie sich gegen die Stirn. »Himmel, daß ich da nicht dran gedacht habe. Sie haben doch ein Autotelefon?«

»Natürlich.«

Ransome drückte auf einen Knopf. Aus der Lehne des Vordersitzes löste sich eine Klappe. In dem dahinter liegenden Hohlraum befand sich ein Telefon.

Die Nummer von Scotland Yard kannte Sheila auswendig. Wie sie sich schon gedacht hatte, war John Sinclair nicht anwesend.

»Und wo ist er denn?« fragte Sheila. Ihre Stimme klang drängend. »Der Herr Oberinspektor befindet sich auf einer Konferenz beim Vertreter des Herrn Innenministers.«

»Und wie kann ich ihn dort erreichen?«

»Überhaupt nicht. Oberinspektor Sinclair kann und darf nicht gestört werden. Sein Vertreter ist Inspektor…«

»Ach hören Sie mir doch damit auf«, rief Sheila ärgerlich. »Es geht schließlich…«

Sie brach ab und legte wütend den Hörer auf. »Mein Gott, was sind das sture Typen. Ich kann nicht den gesamten Fahndungsapparat in Bewegung setzen.«

William P. Ransome legte Sheila seine Hand beruhigend auf die Schulter. »Keine Angst, Mrs. Conolly. Sie werden Oberinspektor Sinclair heute noch sprechen. Dafür garantiere ich. Schließlich habe ich auch meine Beziehungen.«

Und diesmal griff William P. Ransome zum Telefon…

***

Es gab etwas, was Oberinspektor Sinclair haßte wie die Pest. Das waren die langweiligen Konferenzen im Innenministerium, die sich oft bis in die Nacht hinzogen.

Meistens ging es um die Statistik des Verbrechens. Neue Zahlen waren errechnet worden und wurden nun interpretiert. Trockene Beamte, die sich plötzlich für den Nabel der Welt hielten, blühten förmlich unter den Zahlen auf, und war die Verbrecherquote in einem bestimmten Bereich einmal gesunken, taten sie, als wäre es ihr Verdienst allein gewesen. Stieg sie aber, so suchten sie die Schuld bei den anderen. Es war ein ewiger Kreislauf.

Sicher, die Herren kamen vom Ministerium und wollten vor dem Minister glänzen. Bisher hatte ihnen auch niemand zu widersprechen

gewagt, bis John Sinclair ihnen einmal einige Tatsachen ins Gesicht geschleudert hatte. Das war vor einigen Monaten gewesen und seitdem galt John Sinclair bei den Herren vom Innenministerium als schwarzes Schaf, und manchem tat jetzt noch die Beförderung zum Oberinspektor leid.

Aber sie hatten nun mal nicht an Johns Erfolgen vorbeigehen können. Denn was John Sinclair schon aufgeklärt hatte, kam in die Nähe der Hundert-Prozent-Quote. Und es waren immer die Fälle gewesen, wo andere Polizisten versagt oder gar nicht mal angefangen hatten.

John Sinclair führte praktisch einen Ein-Mann-Krieg gegen die Mächte der Finsternis. Er hatte nicht umsonst den Spitznamen Geisterjäger bekommen. Überall dort, wo normale Methoden versagten, trat John Sinclair auf den Plan. Mehr als einmal war er nur knapp mit dem Leben davongekommen, denn die höllischen Wesen kannten kein Pardon. Das letzte Jahr war besonders schlimm gewesen, denn John Sinclair hatte in einem mörderischen Kampf Doktor Tod, den fast genialen Verbrecher, stellen können. Als Andenken daran hatte er eine Narbe auf der linken Wange zurückbehalten, die ihn immer wieder an diesen Supergegner erinnern würde.

John Sinclair war ein Mann, dem man seinen Beruf nicht ansah. Er hätte genausogut als Public-Relations-Manager irgendeines Großkonzerns auftreten können. John Sinclair war noch nicht einmal fünfunddreißig Jahre, groß, schlank und sportlich. Ein lockeres Grinsen lag meistens um seine Mundwinkel, worüber sich die Vorgesetzten schon mehr als einmal geärgert hatten. Aber daß John Sinclair kämpfen konnte, hatte er schon mehr als einmal mit aller Deutlichkeit bewiesen.

Heute war mal wieder ein Tag, an dem die Stunden zu Kaugummi wurden. John rutschte unruhig hin und her, und am liebsten wäre er aufgestanden und hätte sich an den Tresen der nächstbesten Kneipe gestellt. Aber das hätte hier wohl niemand verstanden. Nicht einmal, sein Chef, Superintendent Powell, der an der Stirnseite des langen Konferenztisches saß und Mineralwasser trank, wenn er nicht gerade Zahlen verglich.

Mineralwasser stand auch vor John Sinclair. Eine Flasche hatte er schon geleert. Zu einer zweiten konnte er sich nicht entschließen. Er wäre viel lieber bei seinen Freunden, dem Ehepaar Conolly, gewesen, die heute von einer Reise aus Amsterdam zurückgekehrt waren. Das wäre wieder ein echtes Fest geworden, anders als das langweilige Gerede der Statistiker.

Neben John saß ein Beamter des Rauschgiftdezernates. Ihm erging es nicht viel besser als John, allerdings war der Mann schon gewitzter geworden. Er konnte während der Ausführungen schlafen, ohne daß

die anderen es merkten. Nur war der Kollege wesentlich älter als John, und der Oberinspektor tröstete sich damit, daß er in einigen Jahren bestimmt auch dieses Training besaß.

Im Augenblick redete ein EDV-Fachmann, der die Beamten mit seinen Studenten verwechselte. Sein Fach-Chinesisch verstand niemand.

Der Knabe war gerade mit dem Problem der Vorausberechnung von Verbrechen beschäftigt, als der Saaldiener leise die Tür öffnete. John warf dem Menschen mit dem konservativen Anzug und der Leichenbittermiene eines Beerdigungsunternehmens einen amüsierten Blick zu, wurde jedoch stutzig, als der Saaldiener seinen Platz ansteuerte.

Der EDV-Fachmann hatte sich in Ekstase geredet und bekam von alldem nichts mit.

Der Saaldiener beugte sich über Johns linke Schulter, und der Oberinspektor stellte fest, daß der wackere Staatsdiener leichten Mundgeruch hatte.

»Entschuldigen Sie die Störung, Herr Oberinspektor, aber Sie werden dringend am Telefon verlangt.«

John grinste. »Von entschuldigen kann keine Rede sein. Wer ist es denn?«

»Eine junge Dame. Sie heißt Sheila Conolly und sagt es wäre dringend. Ich wollte sie erst abwimmeln, aber da war noch Mister Ransome und…«

»Unterstehen Sie sich«, sagte John. »Wenn ich hier angerufen werde, geht es immer um Leben und Tod«, fügte er mit dumpf klingender Stimme hinzu.

Der Saaldiener trat vor Schreck einen Schritt zurück. Es war John Sinclair ganz recht, wegen des Mundgeruchs.

Sogar Johns Nachbar war wachgeworden. Er flüsterte: »Den Trick muß ich mir merken.«

»Leider ist es keiner«, erwiderte John und stand auf.

Vorsichtig schob er den Stuhl zurück. Die Blicke der übrigen Teilnehmer bohrten sich wie Messer in seine Augen, und Superintendent Powells Miene verriet auch nichts Gutes.

Der Oberinspektor grinste verunglückt in die Runde und verließ hinter dem Saaldiener auf Zehenspitzen den Raum.

Draußen atmete er erst einmal auf und steckte sich eine Zigarette zwischen die Lippen.

»Die Dame hatte im Vorzimmer des Staatssekretärs angerufen. Ich habe das Gespräch auf meinen Apparat legen lassen«, sagte der Saaldiener.

»Sie sind ja Klasse«, meinte John und klopfte dem Mann auf die Schulter.

Das Büro des Mannes – falls man es überhaupt als solches bezeichnen konnte – glich einer übergroßen Streichholzschachtel. Das Telefon stand auf dem kleinen Schreibtisch. Der Hörer lag neben dem Apparat.

»Sinclair«, meldete sich John und schickte den Saaldiener mit einer knappen Handbewegung aus dem Büro.

»Endlich, John«, hörte er Sheilas aufgeregte Stimme. »John hör jetzt genau zu. Bill befindet sich in den Händen von Mördern. Ich konnte gerade noch fliehen. Mister Ransome hat mich gerettet, und jetzt weiß ich nicht, was…«

»Erst einmal Ruhe bewahren«, sagte John. »Wo bist du im Augenblick?«

»Ganz in der Nähe. Auf dem kleinen Parkplatz an der Westminster Hall. Ich rufe aus Mister Ransomes Wagen an. Es ist ein Mercedes 600. Bitte, John, komm sofort. Ich bin verzweifelt, ich weiß nicht, was ich noch machen soll. Bill diese Leute sind gefährliche Killer. Sie würden Bill ohne mit der Wimper zu zucken erschießen.« Sheila begann zu weinen.

John sprach noch ein paar tröstende Worte und legte auf. Wie weggewischt war das jugendliche Grinsen aus seinen Mundwinkeln. Auch die stahlblauen Augen hatten den spöttischen Ausdruck verloren. John wirkte ernst und konzentriert.

Als Sinclair das Büro verließ, stand der Saaldiener draußen und sah gegen die Decke. Der Oberinspektor war fast sicher, daß der Knabe gelauscht hatte. Aber das spielte im Augenblick keine Rolle.

Johns Mantel hing in einem Garderobenschrank. Der Oberinspektor warf sich den Trench über und wollte gerade loseilen, als ihn Superintendent Powells Stimme zurückhielt.

»Einen Moment noch, Oberinspektor!«

Wütend drehte sich John um. Powell kam wieder im schlechtesten Augenblick.

Der Superintendent schnaufte. Die Augen hinter seinen dicken Brillengläsern blitzten böse. »Also wenn das wieder einer von ihren verdammten Tricks war, Oberinspektor, dann war es ein schlechter.«

John atmete tief ein. Gewaltsam zwang er sich zur Ruhe. »Okay, Sir«, sagte er. »Es ist keiner von meinen Tricks. In diesem Fall geht es um Leben und Tod. Man hat Bill Conolly gekidnappt, soviel ich bisher weiß. Sheila Conolly ist den Gangstern im letzten Augenblick entkommen.«

Powells Mund klappte zu. Von einem Augenblick zum anderen wurde der Mann wieder der kühle Stratege. »Was gedenken Sie zu unternehmen, Oberinspektor?«

»Ich muß erst mal mit Sheila reden. Dann kann ich weitersehen.«

»Sie halten mich auf dem Laufenden!«

»Ja, Sir.«

John drehte sich um und verschwand. Er nahm nicht den Aufzug, sondern lief mit Riesenschritten die Treppe hinunter. Es hatte wieder angefangen zu nieseln, und John stellte den Kragen seines Burberrys hoch.

Überall patrouillierten Sicherheitsbeamte. Nach den Terroranschlägen wurde das gesamte Regierungsviertel doppelt gut bewacht.

Auf der Betonfläche des Parkplatzes standen nur wenige Wagen. John entdeckte den Mercedes sofort.

Ein Mann stieg aus, als er den Oberinspektor heranlaufen sah. Der Unbekannte mußte dieser Ransome sein. Er trug einen dunklen Hut und einen Mantel von ebensolcher Farbe. Ransome hatte ein gutmütiges, leicht rosiges Gesicht mit scharf blickenden Augen. Sein Händedruck war kräftig.

»Sie sind Oberinspektor Sinclair?«

»Ja.« John zeigte seine Legitimation.

»Bitte. Mrs. Conolly sitzt im Wagen.«

John Sinclair stieg ein. Augenblicklich fiel ihm Sheila weinend um den Hals. »John«, flüsterte sie unter Schluchzen, »es war so schrecklich.«

Was Sheila durchgemacht hatte, konnte man ihr ansehen. Und langsam stieg in Oberinspektor Sinclair die Wut hoch.

William P. Ransome hatte neben seinem Chauffeur Platz genommen. »Sie muß viel durchgemacht haben«, sagte er, und es klang Mitleid in seiner Stimme mit.

Dann begann Sheila zu erzählen. Von Anfang an. Sie ließ nichts aus und beschönte nichts.

John hörte konzentriert zu. Sein sechster Sinn witterte förmlich den Fall des Übersinnlichen, Okkulten.

Sheila sprach über zehn Minuten, in denen sie John nicht ein einziges Mal unterbrochen hatte. Dann trocknete sie sich die Tränen ab und fragte: »Was sollen wir jetzt tun?«

»Auf keinen Fall eine Großaktion starten«, sagte John Sinclair. »Das ist ein Ein-Mann-Job. Ich werde mich um die Sache kümmern.« Die Stimme des Oberinspektors klang entschlossen, und wer John kannte, wußte, daß er nicht nur leere Worte machte.

»Entschuldigen Sie, daß ich mich einmische«, meinte William P. Ransome, »aber ist Ihr Vorhaben nicht zu gefährlich? Ich meine für Sie, und auch für Mister Conolly.«

»Das stimmt«, gab John zu. »Aber ich sehe keine bessere Möglichkeit. Wenn wir mit einem großen Polizeiaufgebot antanzen, sind die Gangster gewarnt, und das kann für die beiden Geiseln – man muß Mister van Haarem ja schließlich auch dazu rechnen – sehr üble Folgen haben. Daß diese Leute selbst vor einem kaltblütigen Mord

nicht zurückschrecken, haben sie ja bei Mrs. Conolly hinlänglich bewiesen.«

Ransome lächelte. »Es war nur eine Frage, Herr Oberinspektor. Entschuldigen Sie.«

»Bitte sehr, aber weshalb. Sie haben das nur aus Ihrer Sicht gesehen. Nun etwas anderes. Darf ich mal Ihr Telefon benutzen?«

»Selbstverständlich.«

John nahm den Hörer und ließ sich mit Superintendent Powell verbinden. Ihr Gespräch dauerte fünf Minuten, dann waren alle Weichen gestellt.

Oberinspektor Sinclair hoffte, wenn alles gutging, Bill noch in der nächsten Nacht befreien zu können. John hatte allerdings nicht mit den Mächten der Finsternis gerechnet, die auch noch ein Wörtchen mitzureden hatten. Denn während John hier die ersten Fäden zog, entwickelte sich die Totenmaske in der Villa des Diamantenhändlers zu einem Gehilfen des Teufels…

***

Regen trommelte gegen die Fensterscheiben. Dunkle Wolken ballten sich am Himmel zusammen. Ein steifer Wind fegte von Westen kommend über das Land und bog die Zweige und kleineren Äste der Bäume wie Gummifinger.

Ein Gewitter kündigte sich an. Eines der seltenen Herbstgewitter, die jedoch die des Sommers oft an Heftigkeit übertrafen.

Schon zuckten die ersten Blitze. Wie glühende Zick-zack-Speere jagten sie der Erde zu. Krachend splitterte ein Baumriese auseinander. Ein Blitz hatte ihn gespalten.

Noch stärker wurde der Regen. Die Erde begann zu dampfen. Urplötzlich legte sich der Wind, die Temperatur stieg. Die Luft wurde drückend und schwer.

Es war ein Wetterparadoxon, das über der Stadt London lag. Kalte und warme Luft knallten aufeinander. Elektrizität entstand, mußte sich entladen.

Blitz auf Blitz zuckte herunter. Explosionsartig krachten die Donnerschläge. Sie folgten so schnell hintereinander, daß sie sich wie ein einziger berstender Knall anhörten. Die Hölle schien ihre Pforten geöffnet zu haben.

Das Unwetter tobte wie ein Gigant über der Stadt. Menschen flüchteten, die Gullys konnten die Wassermengen nicht sofort fassen, es kam zu Überschwemmungen. Selbst die Feuerwehr hatte Mühe, durchzukommen.

In manchen Häusern wurden Kerzen angezündet. Angstvolle Gesichter preßten sich gegen die Scheiben. Lippen murmelten Gebete.

»Hier sind die Kräfte der Hölle am Werk«, flüsterte eine alte Frau, die

in einem Altenwohnheim lebte. »Ich spüre es. Die Luft riecht nach Schwefel. Der Teufel ist auf die Erde gekommen. Himmel, steh uns bei.«

Die alte Frau ahnte nicht, wie sehr ihre Worte zutrafen. Denn das Böse sollte geweckt werden und wiederkehren.

Die Totenmaske! Für sie war das Gewitter wie Balsam. Noch lag sie in Bill Conollys Koffer, doch die Ströme des Teufels drangen auch in dieses Versteck zu ihr hin.

Immer stärker wurde der dämonische Geist. Die Maske begann in dem Koffer zu strahlen. Die Form veränderte sich. Mund, Augen – ja das gesamte Gesicht bekam ein Eigenleben.

Die Totenmaske lebte!

Ein Alptraum war in Erfüllung gegangen.

Wie von Geisterhänden geführt schnappte der Deckel des Koffers hoch. Flach lag die Maske auf dem Boden. Eine rotviolette Aura lag einem Schleier gleich über der Totenmaske. Seltsame, kehlige Laute drangen aus dem halb geöffneten Mund. Es waren düstere Beschwörungsformeln, die ein afrikanischer Voodoo-Priester in einer Gewitternacht aufgeschrieben hatte.

Es war die Sprache des Satans!

Die Lichtaura verbreitete sich, wurde größer, voller, nahm plötzlich Gestalt an.

Die Form eines Menschen?

Noch war nichts Genaues zu erkennen, noch war sie zu formlos. Doch von Sekunde zu Sekunde schälte sich eine hochgewachsene Gestalt hervor. Eine Gestalt, die fremdartig aussah und – die durchsichtig war.

Der Geist des unseligen Voodoo-Priesters war aus der Totenmaske gestiegen. Ein Geist, für den weder Raum noch Zeit galten, für den die irdischen Gesetze gar nicht existierten.

Ein rotvioletter Hauch schwebte über den Boden und näherte sich der Kellertür…

***

Jason Lamont bekam vor Staunen seinen Mund gar nicht wieder zu. »Ich glaub, ich träume«, flüsterte er und stieß Lern Dayton in die Seite, nur um sich zu überzeugen, daß das Bild, das sich seinen Augen bot, auch Wirklichkeit war.

In Josh van Haarems Keller lagerte ein Vermögen!

Punktstrahler warfen ihr Licht auf die prächtigsten Geschmeide. Diamanten, Brillanten und wertvolle Ringe funkelten und gleißten in unzähligen Farben. Die Männer waren geblendet von der Schönheit und Pracht dieser Schmuckstücke.

Selbst Bill Conolly hielt den Atem an. Nie hätte er gedacht, daß ein einzelner Mensch solch eine wertvolle Sammlung sein Eigen nennen

konnte. Unwillkürlich fiel dem Reporter der Vergleich mit den alten Pharaonen ein. Auch sie hatten sich mit Gold und Edelsteinen umgeben.

Und alles gehörte jetzt den Gangstern. Es lag auf der Hand, daß bei dieser Pracht menschlicher Verstand und Geist ausgeschaltet wurden. Es gab nur noch den Rausch.

Fasziniert starrten die Männer die Schmucksammlung an. Bill hätte jetzt die Chance zur Flucht gehabt, doch er fühlte sich nach den vergangenen Strapazen noch zu matt.

Die wertvollen Geschmeide wurden unter Glasvitrinen aufbewahrt, die oft wie Kuppeln wirkten und das Gleißen der Schmuckstücke nochmals verstärkten.

Der Atem der Männer ging schwer. So etwas hatten sie noch nie gesehen. Man wußte nicht, wohin man zuerst schauen sollte, und selbst Jason Lamont verlor seine kühle Ruhe und Überlegung.

Josh van Haarem hatte Tränen in den Augen. Seine Hände waren zu Fäusten geballt, und er spielte mit dem Gedanken, sich trotz der drohend auf ihn gerichteten Waffen auf die Gangster zu stürzen.

Bill Conolly, der neben van Haarem stand, bemerkte dessen Zustand. »Lassen Sie es lieber bleiben«, sagte er leise.

»So haben wir vielleicht noch eine Chance.«

Achmed Radu fuhr herum. In seinen Augen stand ein irres Leuchten. »Eine Chance?« keuchte er. »Ihr? Niemals! Ich persönlich werde euch die Haut in Streifen schneiden. Ich werde…«

»Halt den Mund!« Lamonts Stimme klang rauh.

Achmed Radu verstummte, doch seine haßerfüllten Blicke sprachen Bände.

»Los, an die Arbeit«, befahl Lamont: »Du, Achmed, suchst erst einmal die wertvollsten Stücke aus. Die verpacken wir zuerst.«

»Aber sie sind alle wertvoll!« keuchte Achmed. »Man kann alles nehmen. Hier, hier…«

Radus Arm schoß vor. Seine Finger zeigten auf die Vitrinen. »Wir können alles nehmen. Alles!«

»Um so besser. Dann fang an!«

Radu trat an die erste Vitrine. Er steckte seine Waffe weg und holte einen Plastikbeutel aus der Innentasche seines Jacketts. Dann hob er den ersten Deckel.

Radu konnte ein Stöhnen nicht unterdrücken, als er beinahe ehrfürchtig die beiden Armreifen aus ihrem Samtbett nahm, sie in der Hand drehte und dann in dem Plastikbeutel verschwinden ließ. Seine Lippen murmelten unhörbare Worte.

Die zweite Vitrine. Hier lagen Ringe und eine kostbare Platinuhr. Achmeds Finger spielten mit den Stücken, schienen sie regelrecht zu liebkosen.

Während dieser Arbeit hielten Lamont und Dayton weiterhin die beiden Gefangenen in Schach. Nicht einen Zoll rückten die Waffen zur Seite, und Bill Conolly, der fieberhaft nach einer Chance suchte, mußte feststellen, daß diese Profis sich keine Blöße gaben.

Nicht eine Sekunde ließ Jason Lamont Bill Conolly oder Josh van Haarem aus den Augen, und trotzdem beobachtete er weiterhin Achmed Radu, der Vitrine für Vitrine leer räumte.

Nur einmal öffnete Lamont den Mund, um eine Frage an den Diamantenhändler zu stellen. »Sagen Sie mal, Mister van Haarem, haben Sie diesen Schmuck ehrlich erworben?«

»Ja«, preßte van Haarem hervor.

Lamont lachte blechern. »Das können Sie Ihrer Großmutter erzählen. Aber das ist nicht mein Bier. Mich interessiert nur eins. Der Schmuck. Und den habe ich jetzt. Nicht umsonst haben wir Sie monatelang beobachtet, um einen günstigen Zeitpunkt abzuwarten. Nun, die Arbeit hat sich gelohnt.«

»Ich bin fertig«, sagte Achmed Radu in diesem Augenblick und hielt triumphierend den Plastikbeutel hoch. Der Beutel bestand aus einem besonders verstärkten Kunststoff, der auch einiges an Gewicht aushielt.

Jason Lamont ließ noch einen schnellen Blick über die Vitrinen gleiten. »Vergessen haben wir ja nichts«, meinte er spöttisch.

»Doch«, erwiderte Radu.

»Und was?«

Der Araber fletschte die Zähne. »Wir müssen diese beiden Typen hier noch umlegen.«

Lamont verzog das Gesicht. »Stimmt, das hätte ich fast vergessen.« In seiner Stimme schwang unüberhörbarer Zynismus mit.

»Nein!« brüllte van Haarem plötzlich los. »Bitte nicht! Lassen Sie uns leben! Sie haben doch den Schmuck und die Steine. Wir werden nichts verraten. Wir…«

Van Haarem fiel auf die Knie und hob flehentlich beide Hände. »Bitte«, flüsterte er, »bitte!«

»Du widerst mich an, Mistkerl!« sagte Radu und zog mit der freien Hand seine Waffe. Nur noch eine Handbreit war der Stahl vom Genick des Diamantenhändlers entfernt.

Van Haarem war in Tränen ausgebrochen. Er war mit seinen Nerven völlig am Ende und zitterte am gesamten Körper.

Bill Conolly ging es auch nicht viel besser. Nur hatte er sich besser in der Gewalt. Der Reporter hatte schon mehr als einmal dem Tod ins Auge gesehen, und er riß sich mit einer nahezu übermenschlichen Anstrengung zusammen.

»Bis jetzt war es nur schwerer Raub«, sagte er leise. »Aber wenn Sie uns töten, ist es Mord. Man wird Sie jagen. Sie werden keine ruhige

Minute mehr haben. Ist das den Preis wirklich wert?«

»Sie sind ein Schwätzer«, entgegnete Jason Lamont. »Unsere Flucht in einen anderen Erdteil ist schon längst organisiert. Wir haben die Brücken hier in London abgebrochen. Man wird uns nicht fangen – uns nicht!«

»Das haben schon viele gesagt«, keuchte Bill und merkte plötzlich, wie sehr die Angst in ihm hochstieg. Er sah die gefühllosen Gesichter der Männer, die eiskalten Augen und wußte, daß sein und das Leben des Diamantenhändlers nicht mehr einen Penny wert war.

Bill Conolly und Josh van Haarem warteten auf die tödlichen Kugeln…

***

Sekunden wurden zu Ewigkeiten. Bills Magen krampfte sich zusammen. Wie aufgereiht standen die drei Killer. Van Haarem lag noch immer auf dem Boden und wimmerte.

Und plötzlich geschah das Unwahrscheinliche.

Eine Gestalt tauchte auf!

Bill sah die Konturen durch die offenstehende Kellertür im Gang schweben. Die Gestalt trug einen langen Mantel, dessen äußere Ränder verwischten, als würden sie von der Luft absorbiert. Ein Federbusch schmückte den Kopf des Unheimlichen, und in der Hand hielt er einen Fetisch, einen Stock mit drei bunten Wedeln daran.

Lautlos schwebte der Unheimliche auf den Keller zu. Manchmal war sein Körper durchscheinend, und Bill hatte das Gefühl, als würde die Gestalt jeden Augenblick verschwinden.

Doch sie blieb!

Die Gangster, deren Finger schon um die Abzugsbügel ihrer Waffen lagen, spürten auf einmal den eisigen Hauch im Nacken.

Sie zögerten.

Jason Lamont war es, der sich als erster umwandte. Kurz nur, doch dann stockte ihm der Atem.

Das Gesicht des Voodoo-Priesters starrte ihn an.

Lamont stieß einen röchelnden Laut aus. Mit unsichtbaren Krallen griff das nackte Grauen nach ihm.

Die Gestalt hatte das Gesicht einer Maske!

Noch hatte Jason Lamont die Maske nicht gesehen. Er ahnte aber, daß das Auftauchen des Geistes damit zusammenhing.

Lamont feuerte.

Dreimal riß er den Stecher der Waffe durch. Jeden Schuß begleitete er mit einem schrecklichen Fluch.

Die Kugeln pfiffen durch die Gestalt hindurch, knallten gegen die Wand des Kellerganges und jaulten als Querschläger umher. Vergessen waren Bill Conolly und Josh van Haarem. Lamont sah nur den

unheimlichen Voodoo-Priester, der jetzt mit einer majestätischen Geste den Arm hob und Lamont mit seinem Fetisch berührte.

Der Killer begann zu brüllen.

Schrecklich hallten seine Schreie durch den Keller. Die Haut auf seinem Gesicht begann sich zu verändern, wurde weiß, schimmerte dann milchig und verschwand.

Genau wie Jason Lamont. Von einer Sekunde zur anderen war er nicht mehr da.

Lern Dayton und Achmed Radu konnten nicht fassen, was ihre Augen sahen. Was sich vor ihnen abgespielt hatte, war Hexerei, Spuk. So etwas gab es nicht, durfte es nicht geben.

Diesmal feuerte Lern Dayton. Rasend schnell entlud sich seine Waffe, doch auch seine Kugeln konnten dem Voodoo-Priester nichts anhaben.

Wieder wischte der Fetisch durch die Luft.

Dayton brüllte auf, als die Federn ihn streiften. Für Sekunden hatte er das Gefühl, mit glühender Lava übergossen zu werden. Und mit ihm geschah das gleiche wie mit Jason Lamont. Sein Körper begann sich aufzulösen, zuckte noch ein paarmal konvulsivisch und war verschwunden.

»Aaaahhhh!« Radus gellender Schrei fegte wie ein Sturmwind durch den Keller.

Der Killer hatte die Nerven verloren. Er ließ den Beutel mit den Schmuckstücken kurzerhand fallen, tauchte blitzschnell unter dem nach ihm zielenden Fetisch hinweg und rannte brüllend die Kellertreppe hoch.

Ihm saß wahrlich der Teufel im Nacken.

Auch Bill Conolly wollte fliehen, doch der unheimliche Voodoo-Priester schnitt ihm mit zwei schnellen Schritten den Weg ab.

Der Reporter starrte in das Gesicht! Er sah haargenau die Maske vor sich, erkannte jede Linie des einst hölzernen Antlitzes. Doch diesmal war die Maske von einem unheilvollen Leben erfüllt. Die Hölle selbst hatte es ihr eingehaucht und den Geist des Voodoo-Priesters aus den Dimensionen des Schreckens auferstehen lassen.

»Ihr werdet die Opfer!« hörte Bill eine Stimme, die ihm unendlich weit entfernt vorkam.

Und dann spürte er die Berührung mit dem Fetisch. Es war ein huschendes, fast streichelndes Tasten, und doch schien Bills Körper Sekunden später in hellen Flammen zu stehen.

Er hatte das Gefühl, als wäre ihm der Boden unter den Füßen weggezogen worden und als läge er in einem Meer aus Feuer.

Das Gesicht der Maske verschwamm, die Umgebung wurde grau, milchig.

Tief im Unterbewußtsein hörte Bill einen gellenden Schrei und ahnte nicht, daß er geschrien hatte.

Die Flammen traten zurück. Ein unendlich tiefer und dunkler Schacht tat sich auf. Bill Conolly raste in die ungewisse Schwärze und konnte nicht wissen, daß er durch die Berührung des Voodoo-Priesters das Tor der Dimensionen aufgestoßen hatte.

Zeit und Raum wurden eins. Bill Conolly fühlte nichts mehr. Sein Denken war völlig ausgeschaltet. Er fiel der unheimlichen Schwärze entgegen, durch den Tunnel der Zeiten, in dem er nach dem Willen des Voodoo-Priesters für ewig verschollen sein würde…

***

Es war ein Wolkenbruch, wie ihn John Sinclair selten erlebt hatte. Die Wassermassen schütteten förmlich vom Himmel. Wo man hinblickte, sah man nur dicke graue Regenschleier.

Die Scheibenwischer des Bentley wurden der Massen kaum Herr. John hatte sich vorgebeugt und hockte vor der Scheibe wie ein Affe hinter dem Gitter.

Die Reifen des Wagens warfen Wasserfontänen hoch, die bis auf den Bürgersteig und dort gegen die Hauswände klatschten. Die meisten Fahrer, die genau wie John von dem Regen überrascht worden waren, hatten ihre Wagen am Straßenrand geparkt. Sie wollten das Ende des Unwetters abwarten.

Doch John mußte fahren. Es ging um das Leben von Bill Conolly, der dazu noch Johns bester Freund war. Hart trommelte der Regen auf das Wagendach. Kniehoch stand manchmal das Wasser in den Straßen und ständige Begleitmusik war das Jaulen der Feuerwehrsirenen und Ambulanzwagen.

Selbst die Scheinwerfer schafften es kaum, den dichten Regenvorhang zu durchdringen, und John brauchte für die Fahrt bald viermal so lange als normal.

Mittlerweile brach auch noch die Dunkelheit herein. Sie war ein Verbündeter des Unwetters und erschwerte die Sicht noch mehr. John hatte die City bereits hinter sich gelassen, und der Verkehr wurde dünner.

Einmal passierte er einen Lastwagen, der mit seiner Kühlerschnauze im Straßengraben hing. Der Fahrer stand völlig durchnäßt draußen und winkte. John mußte leider vorbeifahren, seine andere Aufgabe war wichtiger.

Von William P. Ransome hatte er sich das Grundstück des Diamantenhändlers in großen Zügen beschreiben lassen. John hatte vor, sich anzuschleichen, um eventuell einen Überraschungsangriff zu riskieren.

Endlich erreichte er die schmale Straße, in der der Diamantenhändler wohnte.

Noch immer goß es wie aus Kübeln. John ließ seinen Bentley dicht

vor dem Grundstück stehen und stieg aus.

Innerhalb von Sekunden war er bis auf die Haut durchnäßt.

John Sinclair passierte das offenstehende Tor. Die Wassermassen kamen ihm schon entgegen. Es waren braungelbe lehmige Fluten, und der Geisterjäger hatte den Verdacht, daß das Wasser die Hälfte des Gartens unterspült hatte.

John kämpfte sich durch den Regen. Das Haus war noch nicht zu sehen. Es lag hinter den dichten Regenschleiern verborgen.

John blieb nicht auf dem Hauptweg, sondern schlug sich in die Büsche. Er wollte – wenn es eben möglich war – versuchen, durch ein Fenster zu schauen und die Lage peilen. Zumindest hoffte er durch das Fenster einsteigen zu können, das Sheila offengelassen hatte. Er wollte dann genau den umgekehrten Weg nehmen, den Baum hinauf und dann ins Haus.

Endlich sah John Sinclair auch die dicken Mauern der alten Villa aus dem Regenvorhang auftauchen. Von Gebüsch zu Gebüsch springend näherte sich der Oberinspektor der Burg des Diamantenhändlers. Noch hatte er von der Anwesenheit der Gangster nichts bemerkt.

Dann stand er vor der Hauswand.

Vorsichtig ging John Sinclair noch einen Schritt vor und lugte durch eines der Fenster.

Er konnte nichts sehen. Man hatte von innen die Vorhänge zugezogen.

Wütend biß sich John auf die Lippen.

Und da hörte er den Schrei.

Er war so laut und gellend, daß er selbst das Rauschen des Regens übertönte und eine Gänsehaut über John Sinclairs Rücken jagte.

Johns Rechte verschwand im Ausschnitt seines Mantels. Er war bereit, sofort zu ziehen, falls es die Situation erforderte.

Mit schnellen Schritten näherte sich John Sinclair der Eingangstür. Er wollte sie passieren, um unter das Fenster zu gelangen, durch das Sheila entkommen war.

Im gleichen Augenblick wurde die Tür aufgerissen.

John Sinclair kreiselte herum.

Er sah genau in die angstgeweiteten Augen eines Mannes.

***

Der Oberinspektor erkannte den Kerl sofort. Es war Achmed Radu. Sheila hatte alle drei Männer genau beschrieben.

Radu stand in dem Türrechteck und starrte John an wie einen Geist. Regenfäden klatschten dem Araber ins Gesicht, er schien sie kaum zu spüren.

John nahm seine Hand bewußt langsam aus dem Mantelausschnitt. Er wollte den Gangster jetzt nicht provozieren.

Radu bewegte die Lippen, und in seinen Augen leuchtete der blanke Irrsinn. Er mußte Schreckliches erlebt haben und noch jetzt unter einem Schock stehen.

»Gehen Sie ins Haus«, sagte John, vom Regen völlig durchnäßt.

Achmed schien ihn nicht gehört zu haben. Er brach urplötzlich in ein schrilles geiferndes Gelächter aus. »Der Teufel!« kreischte er, »es war der Teufel! Er ist unten im Keller. Ja, geh nur hinein, Mister.«

John machte kurzen Prozeß. Er schob Radu einfach über die Schwelle.

Der Gangster kreischte noch immer. Dieser Mann schien den Verstand verloren zu haben.

Die große Wohndiele nahm die beiden Männer auf. John überflog den Raum mit einem Blick. Er konnte nichts Verdächtiges entdecken. Niemand wartete, niemand hielt sich versteckt.

»Was ist geschehen?« fuhr John Achmed Radu an.

Noch immer gellte das Gelächter des Arabers durch das Haus. Es brach sich an den Wänden zu einem schaurigen Echo und steigerte sich von Sekunde zu Sekunde.

Johns flache Hand klatschte in Radus Gesicht. Das Gelächter endete wie abgeschnitten. Radu ließ die Arme sinken und starrte den Oberinspektor groß an. Mit einer schnellen Bewegung warf er seine tropfnasse Haarmähne aus der Stirn.

Dort wo John Sinclair stand, hatte sich eine Lache gebildet, die vom Rand des Teppichs langsam aufgesaugt wurde.

»Ich frage dich nochmal. Was ist geschehen? Wo sind deine Kumpane? Und wo sind Mister Conolly und Mister van Haarem.«

Radu fletschte die Zähne. »Der Teufel hat sie geholt!« zischte er bösartig. »Alle hat er geholt. Er hat sie in die Hölle gezogen, und nur ich – ich bin ihr entkommen.«

Der Oberinspektor ahnte, daß etwas Schreckliches, Unbegreifliches geschehen sein mußte.

»Rede«, sagte er. »Aber alles der Reihe nach!«

Wild schüttelte Radu den Kopf, daß seine nassen Haare gegen die Stirn klatschten. »Geh doch selbst. Geh in den Keller. Dort wirst du alles finden.«

»Was werde ich finden?«

»Den Teufel«, flüsterte Radu. »Ja, den Herrn der Hölle. Aber ich, ich werde gehen. Mich hat er nicht gewollt.« Achmed Radu orientierte sich in Richtung Tür.

»Stopp!« Johns Stimme hielt ihn auf.

Radu kannte solche Befehle und blieb auch prompt stehen. »Willst du Ärger machen?« fragte er flüsternd und mit heiser klingender Stimme.

»Ich kann Sie nicht laufen lassen«, antwortete John. »Ich bin Oberinspektor Sinclair von Scotland Yard. Sie sind verhaftet, Achmed

Radu.«

»Ich bin…« Radu war für einen Moment sprachlos. »Du willst mich verhaften, Bulle? Einsperren?«

»Genau das hatte ich vor«, erwiderte John kalt. »Und jetzt machen Sie keinen unnötigen Ärger, sonst muß ich von der Waffe Gebrauch machen.«

Wieder begann Radu zu lachen. Doch diesmal war es ein zynisches, gemeines Gelächter.

Und dann zauberte er plötzlich eines seiner Messer hervor.

Wie ein Blitz flirrte der Stahl durch die Luft. John hatte die Bewegung kaum sehen können, mit der Radu geworfen hatte. Er spürte nur plötzlich einen mörderischen Schlag an der linken oberen Brustseite und wurde zu Boden geschleudert.

Jetzt ist es aus! schrie es in John. Jetzt haben sie dich erwischt.

John hörte noch Radus Gelächter und sah, wie der Gangster durch die offenstehende Tür nach draußen lief. »So geht es allen Bullen!« brüllte Radu noch zum Abschied.

Im gleichen Augenblick wurde John bewußt, daß er gar nicht tödlich verletzt war. Er hatte zwar den Aufprall gespürt, aber keinen Schmerz. John Sinclair rollte sich zur Seite. Und da merkte er, was ihm das Leben gerettet hatte.

Seine Waffe!

Das Messer war an der Beretta in seiner Schulterhalfter abgeprallt und neben John zu Boden gefallen. Radu, der sich des Treffers völlig sicher gewesen war, war geflüchtet.

Solch ein Glück kann man auch nur einmal haben, dachte John und rappelte sich auf.

Dort, wo das Messer getroffen hatte, schmerzte seine Brust. Wahrscheinlich hatte er dort eine Prellung.

Der Oberinspektor lief auf die offene Tür zu, die von der großen Halle aus in den Keller führte. Sicher, er hätte Radu verfolgen müssen, aber Bill Conolly war jetzt wichtiger.

John flog förmlich in den Keller. Die Beretta hielt er in der Rechten.

Der Keller war leer!

In Sekundenschnelle nahm John das Bild auf, das sich seinen Augen bot. Er sah leere Schmuckvitrinen, auf denen die roten und blauen Samtbetten deplaziert wirkten. Eine Plastiktüte lag auf dem Boden. Sie war halb geöffnet, und ein Teil des geraubten Schmuckes war herausgerutscht.

Mehrere Punktstrahler erhellten den Raum, bis in den letzten Winkel. Was hatte Radu gesagt? Die anderen hat der Teufel geholt. Fast schien es so, denn nichts, aber auch gar nichts wies auf die Anwesenheit von Menschen hin.

John Sinclair biß die Zähne zusammen.

Ein paar Sekunden überlegte er, dachte an Radu, an dessen Worte und ihm war klar, daß er den Gangster fassen mußte. Er war die einzige Spur, die er im Moment hatte.

John machte auf dem Absatz kehrt und rannte in Riesensätzen die Treppe hoch. Er flog förmlich durch die Halle nach draußen.

Der Regen packte ihn mit voller Wucht. Gegen die Wassermassen ankämpfend lief John durch den Garten. Oft gelang es ihm nur mit Mühe, das Gleichgewicht zu halten. Selbst der asphaltierte Weg zum Haus war spiegelglatt.

Von Radu war nicht ein Zipfel zu sehen. Sollte er es tatsächlich geschafft haben zu entkommen?

Der Oberinspektor machte sich die bittersten Vorwürfe, daß er den Gangster nicht verfolgt hatte. Aber wer konnte das vorher wissen. Wie Bachwasser lief der Regen über John Sinclairs Gesicht. Seine Kleidung war schwer geworden und das Laufen strengte zusehends mehr an.

Aber auch Radu erging es nicht anders, und das war Johns Trost.

Endlich hatte er das breite Tor erreicht. Sein Blick flog zu beiden Seiten die Straße hoch. Aber nur die dichten Regenvorhänge waren zu sehen, die schon nach wenigen Yards von der Dunkelheit verschluckt wurden.

Plötzlich hörte John ein Geräusch. Ein Wagen kam die Straße entlanggefahren. Der Oberinspektor dachte sofort an Radu und reagierte entsprechend.

Er sprang einige Schritte vor, bis zum Rand der Straße und wartete mit angeschlagener Waffe.

Wie helle, verwaschene große Augen wirkten die beiden Scheinwerfer. Die Räder warfen das Regenwasser in hohen Fontänen zur Seite. John sprang ein Stück zurück, er wollte nicht von einem Schwall übergossen werden.

Für Augenblicke war John Sinclair in den schmalen Lichtkreis der Scheinwerfer geraten. Und die Zeit hatte dem Fahrer des Wagens gereicht.

Er trat auf die Bremse.

Warum, konnte er selbst nicht sagen. Aber wahrscheinlich vor Schreck, weil er einen Totgeglaubten vor sich sah.

Die Reaktion des Fahrers zeigte John Sinclair, daß etwas nicht stimmte. Ehe Radu wieder Gas geben konnte, war der Oberinspektor heran und riß die Fahrertür auf.

Radu warf sich ihm entgegen. In jeder Hand hielt er ein Messer.

John hechtete im letzten Augenblick zurück und prallte auf die Straße. Aber auch der Killer hatte die Übersicht verloren. Er war zwar aus dem Wagen gekommen, aber nicht schnell genug, so daß John Zeit gehabt hatte, auf die Beine zu kommen.

Ein knallharter Schlag mit der Beretta traf Radu gegen die Brust und

warf ihn zurück bis gegen die Karosserie. Sofort setzte John nach. Er packte Radus rechtes Handgelenk, zog den Killer vom Wagen weg und drehte ihn im Kreis.

Radu kam nicht mehr dazu, seine Messer einzusetzen. John Sinclair ließ plötzlich los. Der Killer zischte ab wie eine Rakete, stolperte über den Bordstein und fiel lang aufs Gesicht.

Blitzschnell war John bei ihm, kniete sich auf seinen Rücken. Dabei preßte er Radu den Lauf der Beretta ins Genick.

»Ganz ruhig«, sagte John Sinclair. »Und laß ja deine Spielzeuge fallen.«

Radu öffnete die Hände. Die beiden Messer glitten ihm aus den Fingern.

John Sinclair riß Radu wieder auf die Füße. Der Araber war ziemlich schmächtig. An Körperkräften hatte er dem Oberinspektor nichts entgegenzusetzen.

John Sinclair nahm Radu noch drei weitere Messer ab.

»Hast du auch noch eine Kanone?« fragte John.

Achmed Radu schüttelte den Kopf, während Johns flinke Finger an seinen Hosenbeinen entlangführen.

Der Araber stand mit dem Rücken zu John und stützte sich mit beiden Händen an der Grundstücksmauer ab.

Achmed Radu war tatsächlich sauber. John holte die Handfesseln heraus und ließ die stählerne Acht um die Gelenke des Killers schnappen. Dann gab er dem Mann einen Stoß. »So, wir beide werden jetzt zurückgehen. Den Weg kennst du ja.«

»Was haben Sie mit mir vor?« keuchte der Killer.

»Ich will Ihnen nur ein paar Fragen stellen. Das ist doch wohl noch erlaubt, oder?«

***

Mit dem Fuß knallte John Sinclair die Tür ins Schloß. Achmed Radu zuckte zusammen wie unter einem Peitschenhieb, so nervös war der Killer schon.

John grinste. Er hielt den Gangster am Genick gepackt und stieß ihn jetzt durch die Halle auf einen Sessel zu. Radu stolperte über die eigenen Beine, schaffte es aber noch, sich in das Sitzmöbel fallen zu lassen.

Anklagend hielt er die gefesselten Hände hoch. »Das ist Freiheitsberaubung, Herr Oberinspektor«, jammerte er. »Ich verlange einen Anwalt. Der steht mir zu.«

John zog seinen nassen Mantel aus und warf ihn kurzerhand in eine Ecke. »Den Anwalt bekommst du, mein Junge. Schließlich kenne ich die Rechte genau. Aber erst wirst du reden, verstanden?«

»Nichts sage ich. Nichts!« greinte der Killer.

»Da wäre ich an deiner Stelle gar nicht mal so sicher.« John ließ sich ebenfalls in einen Sessel fallen und wischte sich die Haare aus der Stirn. Dann trocknete er sich das nasse Gesicht mit einem Taschentuch ab. Der Oberinspektor fror erbärmlich. Er war naß bis auf die Haut. In der rechten Jackentasche befand sich noch eine Schachtel Zigaretten. Die Schachtel war feucht, die Zigaretten zum Glück nicht.

Über die Flamme des Feuerzeugs hinweg blickte John den Killer an. Er sah, daß Radu nach einem Stäbchen gierte.

John stand auf. Gelassen drehte er eine frische Zigarette zwischen seinen Fingern. »Du willst auch eine?«

Der Araber nickte.

John warf ihm das Stäbchen in den Schoß. Radu griff danach wie ein Ertrinkender nach dem berühmten Strohhalm. Er hob beide Hände und klemmte sich das Stäbchen zwischen die Lippen. John gab dem Mann Feuer. »Ich hoffe, daß das deine Redefreudigkeit för…«

Im gleichen Augenblick zuckte der Oberinspektor zurück. Radu schleuderte die Zigarette gegen Johns Gesicht. Sinclair drehte zwar noch den Kopf zur Seite, konnte aber nicht vermeiden, daß ihn die Glut an der linken Schläfe streifte.

Mit der Wucht einer Kanonenkugel raste Achmed Radu aus dem Sessel. Sein Kopf prallte in Sinclairs Magen. Pfeifend jagte die Luft aus den Lungen des Oberinspektors. Die beiden Männer flogen zurück und gingen zu Boden.

»Du Hund!« brüllte Radu. Er versuchte, die gefesselten Hände gegen Johns Kopf zu schmettern.

Sinclair zog die Beine an. Der Killer gurgelte auf, sein Schlag ging fehl. Dicht neben John schlugen die Fäuste auf den Teppich.

Augenblicklich rollte sich der Oberinspektor zur Seite. Radu – durch die Fesseln behindert – fiel von John Sinclairs Körper. Wie ein Artist zog er die Beine an und sprang wieder auf die Füße.

Da traf ihn Johns Faustschlag. Radu taumelte durch den Raum und wurde erst von einer halbhohen Kommode aufgehalten.

Radu hob beide Hände. »In Ordnung, Bulle, Sie haben gewonnen!«

Trotzdem zog John seine Waffe. »Los, in den Sessel!«

Der Araber schlich los wie ein begossener Pudel. Die beiden Zigaretten hatten Löcher in den Teppich gebrannt. John trat die Glimmstengel aus.

Radus Auge schwoll allmählich zu. Sein Kinn färbte sich auch schon blau, und an der linken Wange hatte Radu eine blutige Schramme.

»Können wir nun vernünftig reden?« fragte John. Gelassen steckte er seine Waffe weg. »Deine Lage sieht übrigens schlecht aus, Radu. Das gerade war Angriff auf einen Polizisten, wenn ich das mal so ausdrücken darf. Kostet wieder einige Monate. Bei dir vielleicht sogar Jahre. Also wie ich die Sache sehe, wirst du wohl dein restliches

Leben in einer soliden Zelle verbringen. Denn mir schwant, daß du noch einiges mehr auf dem Kerbholz hast. Ich habe noch keine Zeit gehabt, unsere Computer einzuschalten, bestimmt kommt bei dir eine schöne Vorstrafe heraus. Und dann dieser Überfall hier. Tja, man wird dir alles in die Schuhe schieben. Du bist als einziger greifbar.«

»Das könnt ihr nicht machen«, zischte Radu.

»Wieso denn nicht? Es sei denn, du sagst uns, wo deine Kumpane sind.«

Radu lachte schrill. »Das habe ich dir doch schon gesagt, Bulle. Sie sind weg. Weg! Verstehst du? Der Teufel hat sie geholt.«

John spielte den Ungläubigen. »Paß nur auf, daß dich nicht auch noch der Teufel holt.«

»Sie glauben mir also nicht, was?«

»Nein.«

»Verdammt, was soll ich denn machen?« Angst flackerte in Radus Augen.

»Erzählen«, erwiderte John. »Und zwar von Beginn an. Ich bin ein geduldiger Zuhörer. Außerdem sitzen wir hier im Trockenen. Richtig gemütlich, was?«

John Sinclair betete innerlich daß es ihm gelingen möge, den Mann zu bluffen.

Viel Zeit hatte er nicht. Es ging um das Leben von zwei Menschen.

Falls sie noch am Leben waren…

»Lange warte ich nicht mehr«, sagte John, als er sah, daß Radu sich noch immer nicht bequemte, den Mund aufzumachen. »Du hast wohl kein Interesse, den Kronzeugen zu spielen, was?«

Damit legte John seine letzte Karte auf den Tisch.

Radu zuckte hoch. »Den Kronzeugen?«

»Ja. Das ist ein Angebot. Aber lange gilt es nicht mehr«, fuhr John den Araber an. »Ich bin es nämlich bald leid.«

»Schon gut, Bulle«, erwiderte Radu. »Stellen Sie Ihre dämlichen Fragen.«

»Ich würde mir an deiner Stelle auch einen anderen Ton angewöhnen«, entgegnete John gelassen. »Aber das nur nebenbei. Wie heißen deine Komplizen?«

»Wir waren zu dritt. Jason Lamont ist der Boß, dann war noch Lern Dayton, der Schweiger, dabei.«

John pfiff durch die Zähne. »Ein hübsches Trio«, meinte er sarkastisch. »Da waren ja die Spitzenganoven von London versammelt. Und wo sind die anderen jetzt?«

»In der…«

John stoppte Radu mitten in der Antwort. »Erzähle mir nicht wieder: in der Hölle. Ich will jetzt alles wissen. Von Beginn an.«

Und Radu redete wie ein Buch. So gesprächig war er noch nie in

seinem Leben gewesen. Er erzählte von den Vorbereitungen des Coups und davon, was sich in dem Haus abgespielt hatte. Als Radu von Sheilas Flucht zu sprechen begann, wurden Johns Gesichtszüge hart. Er wußte, daß der Araber Sheila ohne mit der Wimper zu zucken umgebracht hätte. Dann kam Radu auf die Szene im Keller zu sprechen. Und hier wollte John alles haarklein erfahren.

»Es tauchte plötzlich ein Geist auf«, sagte Radu, und jetzt noch begann seine Stimme zu zittern.

»Wie sah der Geist aus?«

Radu druckste herum. »Unheimlich«, stieß er hervor. »Ich – ich weiß auch nicht so recht.«

»Reiß dich zusammen!« fuhr John den Killer an.

Der Araber wischte sich den Schweiß von der Stirn. Unverhohlene Angst stand in seinen Augen zu lesen. »Ich habe mal einen Film gesehen«, sagte er mit leiser Stimme. »Einen Film, der in Afrika spielte. In dem Streifen spielte auch ein Medizinmann mit, so ein Zauberer, wissen Sie. So ähnlich sah auch der Geist aus. Er trug einen langen Mantel und auf dem Kopf einen Federbusch. Der Kerl war durchsichtig, konnte durch Wände und Türen gehen, glaube ich.«

»Was heißt glaube ich?«

»Wir – das heißt, ich wollte ihn anfassen, doch ich griff durch seinen Körper. Und in der Hand trug er einen komischen…« Radu stockte. »Es sah so aus wie ein Staubwedel.«

»Einen Fetisch?«

»Kann sein, daß man es so nennt. Es war ein Stab oder Stock mit Federn daran. Er berührte Jason und Lern mit dem Fetisch, und plötzlich lösten sich die beiden auf. Wie Zucker, den man in den Kaffee schüttet. Sie waren auf einmal nicht mehr da – weg!«

Radus Stimme überschlug sich. Nachträglich noch trieb ihm die Erinnerung den Schweiß aus allen Poren.

»Und weiter? Was geschah mit dir?«

»Mich wollte er auch berühren«, sagte Radu. »Aber ich war schneller. Ich konnte dem Fetisch ausweichen und die Flucht ergreifen. Ich rannte wieder die Treppe hoch, und das weitere kennen Sie ja. Das ist alles, was ich Ihnen sagen kann.«

Im Gegensatz zu vielen anderen Menschen nahm John Sinclair die Erzählungen des Gangsters sehr ernst. Er wußte, daß es Dinge zwischen Himmel und Erde gab, die nahezu unglaublich waren und deshalb von den meisten Menschen strikt abgelehnt wurden. John Sinclair hatte schon oft das Gegenteil erlebt, er war in Situationen geraten, in denen andere den Verstand, verloren hätten. Wenn er den Bericht des Gangsters richtig interpretierte, so war diesmal der Geist eines afrikanischen Medizinmannes erschienen. Im ersten Moment dachte John an Voodoo, doch den Gedanken verwarf er schnell

wieder. Bei Voodoo-Zauber wären die Vorzeichen andere gewesen.

John blickte Radu an, der dumpf vor sich hinstarrte. Er hockte zusammengesunken im Sessel und hatte die Augen auf den Boden gerichtet.

»Reiß dich mal zusammen«, sagte John. »Du hast doch bestimmt nach einer Erklärung gesucht. Oder?«

»Ja, das habe ich.«

»Und?«

»Ich glaube, das hängt mit dieser Maske zusammen, die der Reporter mitgebracht hatte. Jason Lamont wollte sie unbedingt besitzen, doch Conolly hatte den Mann gewarnt. Auf dieser Maske läge ein Fluch, hat er gesagt. Und das scheint tatsächlich zu stimmen.«

»Und wo ist die Maske jetzt?«

»Sie liegt da hinten in dem Koffer.« Radu deutete mit dem Kopf in Richtung eines Eckfensters.

John stand auf. Er hatte den Koffer noch gar nicht bemerkt, sah aber jetzt, daß das Gepäckstück tatsächlich seinem Freund Bill Conolly gehörte. Neben dem Koffer lag Sheilas Handtasche.

Überrascht blieb John stehen und runzelte die Stirn. Die Maske lag auf den Kleidungsstücken. Sie war vorher eingepackt gewesen. Jemand hatte jedoch das Packpapier zusammengeknüllt und neben den Koffer gelegt.

Der Oberinspektor bückte sich, und nahm die Totenmaske hoch. Nachdenklich betrachtete er sie einige Sekunden und wandte sich dann um.

»Das ist also die berühmte Maske«, sagte er und hielt sie hoch, damit Radu sie genau sehen konnte.

»Ja, das ist sie.« Plötzlich wurden Radus Augen groß. Sie weiteten sich nahezu vor Entsetzen. »Aber – aber das gibt es doch nicht«, flüsterte der Gangster.

»Was gibt es nicht?« fragte John lauernd.

»Die Totenmaske – sie hat ja gar kein Gesicht mehr!«

***

John Sinclair ließ dem Gangster etwas Zeit, sich von dem Anblick zu erholen. »Ja«, sagte der Oberinspektor dann, »das ist mir auch aufgefallen. Sie sieht aus, als wäre sie ein einfaches Stück Holz. Nichts besonderes. Hier!«

John warf die Totenmaske dem Killer zu.

»Nein!« brüllte Radu. »Ich…« Instinktiv fing er die Maske auf. Er wollte sie gerade wegwerfen, doch John fing seinen Arm ab.

»Einen Augenblick, Radu. Hast du die Totenmaske vorher genau gesehen?«

»Nicht genau«, bibberte der Killer.

»Aber du hast mir gesagt, daß sie vorher ein Gesicht hatte.«

»Ja, das stimmt.«

»Gut. Und wie sah das Gesicht des Medizinmannes aus? War es mit dem der Maske identisch?«

»Ich – ich weiß nicht?«

»Reiß dich zusammen, Radu! Wir erzählen hier keine Kindermärchen. Das ist blutiger Ernst. Waren das Gesicht des Medizinmannes und das Aussehen der Totenmaske – nun identisch? Ja oder nein?«

»Ich glaube – ja.«

John atmete auf. »Das wollte ich nur wissen.«

»Und was machen Sie jetzt?« fragte Radu.

»Ich werde dich erst einmal abliefern. Der Haftbefehl wird nachgereicht. Ich hoffe, du machst keinen Ärger.«

Achmed Radu schüttelte den Kopf.

John zog den Killer aus dem Sessel und sie verließen gemeinsam das Haus.

Es hatte aufgehört zu regnen. Nur noch ein kalter Wind pfiff. John ließ den Killer vor sich hergehen. In der einen Hand hielt er die Maske, in der anderen seine Waffe. Er traute Radu nicht.

Der Volvo stand noch immer auf der Straße. Die Scheinwerfer warfen breite Lichtbahnen auf den Asphalt. John verfrachtete den Araber in seinen Bentley und ließ sich über Autotelefon mit der zuständigen Stelle im Yard verbinden. John sprach einige Minuten. Er beorderte die Spurensicherung zu van Haarems Villa und ließ auch gleichzeitig dem nächsten Revier Bescheid geben, damit der Volvo abgeholt wurde und anschließend untersucht werden konnte.

Achmed Radu hockte wie ein Häufchen Elend auf dem Beifahrersitz des Bentleys. Seine, sonst braune Gesichtshaut war blaß. Über seiner Oberlippe lag ein Schweißfilm.

John blickte den Killer von der Seite her an. »Willst du noch eine Zigarette?«

»Ja.«

John klopfte ihm ein Stäbchen aus der Packung. Dabei grinste er hart. »Denk daran, mein Gesicht ist kein Aschenbecher!«

Radu gab keine Antwort, er verzog nur die Mundwinkel. Der Araber ließ seine Zigarette zwischen den Lippen, während er rauchte. »Sie hätten mich niemals erwischt, Sinclair«, sagte er. »Niemals.«

John lachte leise und stützte seinen linken Ellenbogen auf den unteren Rand des Lenkrades. »Das sagen sie alle. Und hinterher sitzen sie in der Zelle und heulen.«

»Trotzdem, ohne diese verdammte Maske hätten Sie mich nicht erwischt.«

»Mag sein.«

John wollte noch etwas sagen, doch in diesem Augenblick bog der große Kastenwagen der Spurensicherung um die Ecke oben an der schmalen Straße.

Die Dunkelheit wurde erhellt, als die Lichtfinger der Scheinwerfer über die Straße strichen.

John stieg aus. Er kannte den Leiter der Spurensicherung. Es war Inspektor Caldwell, ein sehr fähiger Mann.

Sinclair gab einige Erklärungen ab, soweit sie nötig waren.

»Sollten noch Fragen sein, Inspektor, Sie finden mich vorerst im Yard-Gebäude.«

»Geht in Ordnung, Kollege.«

Als John wieder in seinen Wagen stieg, sagte Achmed Radu plötzlich. »Irgendwie fühle ich mich unwohl.«

»Kann ich verstehen«, meinte John und drehte den Zündschlüssel. »Aber in den Zellen ist es wenigstens geheizt«, fügte er noch hinzu, was Achmed Radu mit einem Fluch quittierte.

***

Dumpf hämmerten die Urwaldtrommeln. Feuchtwarme Luft legte sich schwer und drückend auf die Atemwege. Unzählige Insekten schwirrten durch die heiße Tropenluft. Sumpffieber und Malaria grassierten in diesem Landstrich.

Hier, im Gebiet der Nilquellen, inmitten der feuchtheißen Sümpfe, lag der Eingang zur Hölle.

Bill Conolly hörte das dumpfe Schlagen der Trommeln im Unterbewußtsein. Er hatte das Gefühl, aus dem tiefsten Meeresgraben hinauf an die Oberfläche zu steigen. Ein ungeheurer Druck lastete auf seinem Körper und schien die Atemwege zusammenzupressen.

Bill Conolly stöhnte. Unruhig wälzte er sich auf der harten Erde hin und her. Ein fingernagelgroßes Insekt setzte sich auf seine schweißfeuchte Stirn, biß zu und begann das Blut des Menschen zu saugen.

Der Reporter spürte den Stich, schlug instinktiv mit der flachen Hand gegen die Stirn. Das Insekt flog summend weg.

Bill öffnete die Augen.

Zuerst konnte er nichts erkennen. Das dämmrige Halbdunkel ließ sämtliche Konturen zerfließen, machte sie zu verwaschenen Schatten.

Bill wischte sich über die Augen. Intervallweise kehrte seine Erinnerung zurück. London fiel ihm ein, Josh van Haarem, die Gangster, das Haus, der Keller – und…

Plötzlich stutzte Bill. Siedend heiß kam ihm zu Bewußtsein, was geschehen war. Nahezu überdeutlich sah er die Treppe, sah, wie der Geist in den Kellerraum schwebte, ihn berührte… Und dann?

Hier setzte die Erinnerung des Reporters aus. Es war wie bei einem

Mann, der am Abend zuviel getrunken hatte und morgens feststellen mußte, daß ihm einige Stunden fehlten.

Bill Conolly biß die Zähne zusammen. Jetzt vernahm er auch das ständige Summen und Surren der umherfliegenden blutsaugenden Insekten. Der Reporter schlug mit beiden Armen um sich, doch seine Bewegungen waren matt und kraftlos.

Bills Augen hatten sich inzwischen an das dämmrige Licht in der Hütte gewöhnt. Seine Blicke tasteten die Decke ab. Sie war gewölbt und schimmerte grünlich. Lianen oder Bänder hielten breite Pflanzenblätter zusammen.

Pflanzenblätter?

Bill zermarterte sein Gedächtnis. Diese Art von Hütten gab es nicht in Europa, die gab es nur in Südamerika oder in Afrika. Dazu das Klima, die Insekten…

Er mußte sich auf einem anderen Erdteil befinden. Es gab einfach keine andere Erklärung.

Der Gedanke trieb in dem Reporter die heiße Angst hoch. Aber wie kam er hierher? Wieviel Zeit war überhaupt vergangen? Das Wort Zeit erinnerte Bill an den Begriff Zeitreise. Hatte er tatsächlich eine Zeitreise hinter sich? Es wäre nicht das erste Mal gewesen, der Reporter hatte dieses Phänomen in Nepal schon zusammen mit seinem Freund John Sinclair erlebt.

Bill Conolly lag auf dem Rücken. Zum Glück war er nicht gefesselt, aber seine Glieder waren schwer wie Blei.

Mühsam drehte er den Kopf nach links. Ein paar Füße gerieten in sein Blickfeld, dann der untere Teil der Hosenbeine.

Bill erkannte, wer da neben ihm lag. Josh van Haarem, der Diamantenhändler. Demnach hatte er die gleiche Reise hinter sich wie Bill Conolly. Der Reporter drehte den Kopf zur anderen Seite. Er ahnte, daß er dort Jason Lamont und Lern Dayton sehen würde.

Seine Vermutung bestätigte sich. Die beiden Gangster lagen mit dem Gesicht nach unten auf dem harten Lehmboden. Kriechtiere – manche fingerlang – krabbelten über den Rücken der beiden Männer.

Bill atmete pfeifend. Und jeder Atemzug bedeutete in dieser feuchtschwülen Luft eine Qual. Der Reporter hatte keinen trockenen Faden mehr am Leib. Sämtliche Sachen waren schweißdurchtränkt.

Die vier Männer lagen ungefähr in der Mitte der Hütte. Die Behausung war ziemlich geräumig, und Bill entdeckte sogar eine kleine Feuerstelle.

Sie bestand aus kantigen Steinen, die man zu einem Kreis zusammengelegt hatte. In der Mitte häufte sich kalte Asche. Ferner entdeckte Bill Conolly seltene Kultgegenstände. Es waren Masken oder Totems. Sie hingen an der Innenwand der Hütte. Schreckliche Fratzen starrten Bill an, und der Reporter wußte, daß diese Gegenstände die

Dämonen und Geister der Finsternis symbolisieren sollten.

Einen Eingang konnte Bill nicht entdecken, dafür aber eine kleine kreisrunde Öffnung unter dem Dach, durch die ein wenig Tageslicht fiel.

Die anderen Männer waren noch bewußtlos, aber ihr Atem ging regelmäßig.

Schlagartig verstummte draußen der Trommelwirbel.

Der Reporter hielt den Atem an. Er hatte sich aufgesetzt und starrte aus brennenden Augen auf die Hüttenwand. Bill erwartete jeden Moment, daß jemand die Hütte betreten würde, um einen von ihnen oder alle vier gleichzeitig abzuholen.

Die Stille war bald körperlich spürbar. Es war wie die Ruhe vor dem Sturm, man wartete auf ein Ereignis, das bestimmt kommen mußte.

Und doch wurde der Reporter überrascht, als das Geschrei aufklang. Es war ein wildes, schrilles Geheul, begleitet vom Stampfen nackter Füße auf hartgetretenem Boden. Das Geheul wurde von Sekunde zu Sekunde lauter, steigerte sich in eine Ekstase hinein, die schon dem Wahnsinn nahekam.

Gebannt starrte der Reporter auf die an den Wänden hängenden Masken. Sie bekamen plötzlich ein eigenes Leben. Augen begannen zu glühen. Manche tiefrot, andere wieder in einem dunklen Grün. Die Fratzen veränderten sich, Mäuler wurden aufgerissen und Dampfwolken drangen daraus hervor, die sich wie Nebelschleier in der Hütte verteilten und die Atemwege reizten.

Bill wischte sich über die Augen. Hatte er das alles nur geträumt? Nein, das Bild blieb. Immer wilder wurde draußen das Geschrei, immer heftiger das Trampeln nackter Füße.

Bill merkte, wie der Boden unter seinem Körper zu vibrieren begann. Vor der Hütte schien die Hölle los zu sein.

Bills Angstgefühl verstärkte sich von Sekunde zu Sekunde. Immer schrecklichere Formen nahmen die Fratzen der Masken an, wurden zu Sendboten der Hölle, die Bill Conolly das Grauen lehrten.

Diese Masken schienen auf Bill zuzukommen, schienen nach ihm greifen zu wollen.

Der Reporter riß seinen Arm hoch, um die Augen zu schützen und zuckte plötzlich heftig zusammen.

Etwas hatte seine Hüfte berührt.

Eine Hand!

Bill fühlte die Finger, die sich in seine Haut krallten.

Sollte dieser gräßliche Maskenalptraum bereits Realität angenommen haben?

Bill drehte sich langsam um – und atmete im gleichen Augenblick auf. Josh van Haarem war wieder zu sich gekommen. Es war seine Hand, die Bills Hüfte berührt hatte.

Der Diamantenhändler sah schlecht aus. Tief lagen die Augen in den Höhlen. Die Lider waren entzündet, und van Haarem blinzelte krampfhaft.

»Was ist geschehen, Mister Conolly?« flüsterte er, »was hat man mit uns gemacht?«

»Ich weiß es auch nicht«, erwiderte Bill wider besseres Wissen.

»Man hat uns verschleppt, nicht wahr?« Van Haarems Stimme klang besorgt.

»So ungefähr.«

»Und? Was will man von uns? Lösegeld?« Van Haarem rückte näher an den Reporter heran. Seine Blicke irrten durch die primitive Hütte.

»Diese Masken«, sagte er plötzlich. »Sie werden uns den Tod bringen. Es sind Totenmasken. Sie werden den verstorbenen Medizinmännern mit auf den Weg gegeben. Die Luft, diese Hütte, Mister Conolly, das erinnert mich an Afrika. Sagen Sie, sind wir in diesem Erdteil?«

»Es sieht so aus, Mister van Haarem.«

»Dann sind wir verloren.«

»Unsinn. Es gibt immer noch eine Chance.«

»Aber nicht hier. Sie kennen das Land nicht, Mister Conolly. Hier ist alles anders. Auch im zwanzigsten Jahrhundert gibt es auf diesem Erdteil noch Gebiete, die kaum eines Menschen Fuß betreten hat.«

»Sind Sie sicher, daß wir uns im zwanzigsten Jahrhundert befinden?« fragte Bill, und seine Stimme klang ein wenig sarkastisch.

»Was soll das denn nun wieder heißen?«

»Ganz einfach, Mister van Haarem. Es besteht durchaus die Möglichkeit, daß wir eine Zeitreise gemacht haben.«

»Zeitreise? Aber das ist doch unmöglich! Das ist doch Phantasie.«

»Wirklich?« fragte Bill nur.

»Ach, zum Teufel, ich verstehe gar nichts mehr. Sehen Sie sich doch nur die beiden Kerle da an. Die scheint's stärker erwischt zu haben. Sie sind noch immer bewußtlos. Aber wo ist der dritte Mann?«

»Vielleicht entkommen.«

»Ja, das ist möglich. Aber dann bestünde ja auch die Möglichkeit, daß er seinen Komplizen helfen will und damit zwangsläufig auch uns.«

»Glauben Sie an den Weihnachtsmann?« fragte Bill.

»Warum sind Sie so pessimistisch.«

»Ich bin kein Pessimist, sondern ein Realist. Und wenn man uns nicht bald hier rausholt, werde ich selbst mal nachsehen.«

»Man wird sie draußen töten«, warnte van Haarem. »Hören Sie nicht die Schreie? Das sind Operngesänge. Sie gelten dem großen Magier Zombola.«

»Zombola? Wir hatten doch dessen Totenmaske!«

»Ja, Mister Conolly. Das ist das Rätsel dieser Maske. Zombolas Geist

lebte in ihr. Durch irgendeinen Zufall hat er sie verlassen. Denken Sie an die Verspätung des Flugzeuges. Das waren die ersten Geburtswehen, wenn ich das mal so sagen darf. Man sollte Zombola nicht unterschätzen. Er war besonders für seine Grausamkeit bekannt. Der Stamm, der ihn verehrte, stellte von seinen Gegnern Schrumpfköpfe her. Ich hoffe, das gibt Ihnen zu denken, Mister Conolly.«

»Schätze, wir werden aus dir mal 'nen Schrumpfkopf machen, Alter«, hörten die Männer im Hintergrund der Höhle eine Stimme.

Jason Lamont war aus seiner Bewußtlosigkeit erwacht und hatte den letzten Teil der Unterhaltung mitbekommen.

»In Afrika sollen wir sein?« höhnte Lamont und begann zu lachen. »Wahrscheinlich hat man uns in irgendein Filmstudio geschleppt, das ist alles. Aber den Brüdern werde ich es zeigen.«

Lamont stand wankend auf. Plötzlich entdeckte er seinen Kumpan Lern. »He, hoch mit dir«, knurrte er und trat Dayton in die Seite.

Der Killer stöhnte wütend, und Lamont mußte ihn erst wachrütteln.

Hastig sprach er danach auf Lern Dayton ein, der immer wieder nickte. »Ich hoffe, du hast mich verstanden«, sagte Lamont.

»Okay, okay.«

»Dann steh auf.«

Lern Dayton kam auf die Füße. Mit stierem Blick sah er sich in der Hütte um, glotzte auf die Masken und schlug plötzlich wild um sich. »Diese verdammten Dinger!« Mit wenigen Schlägen fetzte er die Masken von den Wänden und schrie einen Augenblick später gellend auf.

»Meine Hand!« brüllte Dayton. »Ich habe mir meine Hand verbrannt!«

Der schwere Gangster preßte seine Rechte unter die linke Achsel. Sein Gesicht war schmerzverzerrt. Und in das Brüllen hinein erklang plötzlich ein zynisches, hämisches Kichern.

Bösartig hallte es durch die Hütte.

Unwillkürlich wichen die Männer zurück. So weit, daß sie die Wand im Rücken spürten.

Die Totenmasken stießen dieses Kichern aus. Es drang aus den offenen Mäulern wie eine Melodie der Hölle.

»Dieser verdammte Spuk«, ächzte Lamont. »Verdammt, wir müssen etwas tun!« Lamont kreiselte herum. Hart packte er Bill am Kragen seines Jacketts. »Los, sitzen Sie hier nicht so untätig wie eine beleidigte Primadonna. Tun Sie was!«

»Mister Conolly! Sehen Sie doch!« Van Haarems Stimme unterbrach Lamonts Gezeter.

Bill wandte sich um. Auch Lamont drehte den Kopf.

Ein Teil der Hüttenwand war zurückgeklappt worden, gab jetzt einen

Eingang frei.
Der flackernde Widerschein eines Lagerfeuers drang in die Hütte und überzog die Wände mit grotesk tanzenden Schatten.
Doch nur für einen Augenblick konnten die Gefangenen das Lagerfeuer sehen, dann wurde der Eingang von vier Kriegern verdunkelt.
Sie standen dort wie Denkmäler.
Sekundenlang starrten sich die ungleichen Parteien an.
Einer der Krieger trat einen Schritt vor. Es war wohl der Anführer. Er sagte etwas in einer Sprache, die keiner der Männer verstand. Die Laute waren kehlig, und auch van Haarem, der ja Afrikakenner war, konnte sie keinem Dialekt zuordnen.
Als niemand der Gefangenen reagierte, sprang der Krieger plötzlich vor und riß Lern Dayton an sich. Der Killer konnte nicht schnell genug reagieren, da hatte ihn der Krieger schon an sich vorbeigeschleudert, genau in die Arme der anderen.
Zwei Speerspitzen bohrten sich links und rechts in seinen Körper.
Dayton stand steif wie ein Brett.
Die anderen zwei Krieger kamen auf Jason Lamont zu. Doch der Gangster wollte sich nicht so einfach überwältigen lassen. Er trat dem ersten Krieger mit dem Fuß in die Magengrube und schlug dem zweiten die geballte Faust gegen die Nase.
Innerhalb von Sekunden war der Teufel los. Bill Conolly wollte ebenfalls in den Kampf eingreifen, da sah er den Speer durch die Luft flirren.
Die Spitze bohrte sich in Jason Lamonts rechten Oberschenkel. Einer der Krieger, die Lern Dayton bewachten, hatte die Waffe geworfen und sein Ziel genau getroffen.
Schreiend brach Lamont zusammen.
Die Krieger schleppten Lamont und Dayton hinaus. Bill Conolly und Josh van Haarem blieben zurück. Zwei Menschen auf verlorenem Posten.

***

John Sinclairs Finger zitterten unmerklich, als er die Telefonnummer wählte. Sie gehörte einem Mann, der zur Zeit in London weilte und der eine internationale anerkannte Kapazität auf dem Gebiet der Grenzwissenschaften war.
Professor Zamorra!
Es ging bereits auf Mittemacht zu, und bestimmt lag der Professor schon im Bett, aber John sah im Augenblick keine andere Möglichkeit, weiterzukommen. Professor Zamorra war im Savoy-Hotel abgestiegen, einer Nobelherberge der ersten Klasse. John Sinclair kannte den Professor vom Hörensagen, wußte jedoch, daß er ein äußerst fähiger

Mann war und eine Sekretärin namens Nicole Duval hatte.

Der Empfangsportier des Hotels meldete sich.

John bat um eine Verbindung mit Professor Zamorra.

»Ja, bitte.«

John Sinclair redete nicht um den heißen Brei herum, sondern kam sofort zur Sache.

»Aber natürlich bin ich bereit, Herr Oberinspektor, Sie zu empfangen. Ich werde hier im Hotel Bescheid geben lassen, daß man Sie auf mein Zimmer führt.«

»Ich bin Ihnen zu sehr großem Dank verpflichtet«, sagte John Sinclair und legte auf.

John Sinclair benötigte zehn Minuten, dann konnte er seinen Bentley auf dem Hotelparkplatz abstellen. Ein Page riß vor John die breite Eingangstür auf.

Das prächtige Foyer dieses Renommierhotels nahm den Oberinspektor auf. Teppiche, Glas, Chrom, Mahagoni. Man hatte an nichts gespart.

Der Nachtportier, mit dem John vorhin am Telefon gesprochen hatte, schien einen Blick für Polizisten zu haben, denn er verließ seine Loge und kam dem Oberinspektor entgegen.

»Oberinspektor Sinclair?« fragte er flüsternd.

»Genau.«

»Der Herr Professor erwartet Sie. Ein Page wird Sie begleiten. Und bitte kein Aufsehen.«

»Keine Angst«, erwiderte John. »Ihr guter Ruf leidet schon keinen Schaden.«

Der Portier – er erinnerte an einen pensionierten Oberst – lächelte verkrampft.

Mit dem Aufzug fuhr John in den dritten Stock. Der Page führte den Oberinspektor bis vor die Tür mit der Nummer 20. Die Zahl stand in Messingbuchstaben auf dem Holz.

»Bitte Sir«, sagte der Page und verbeugte sich leicht.

John gab ihm ein Trinkgeld und klopfte dann.

»Ja bitte«, ertönte eine sonore Männerstimme.

John Sinclair trat ein.

Professor Zamorra kam dem Oberinspektor mit ausgestreckten Händen entgegen.

Zamorra war ein Mann in den besten Jahren und machte einen kultivierten und gepflegten Eindruck. Er trug einen seidenen Hausmantel und um den Hals einen Schal. Zamorra hatte in einem Buch gelesen. Es lag aufgeklappt auf dem Tisch, um den sich eine bequeme Sitzgruppe verteilte. Wandleuchten verbreiteten ein gemütliches einheimelndes Licht. Das gesamte Zimmer wirkte wie eine Oase in einer Welt aus Streß und Hetze.

Die Männer drückten sich die Hände. Zamorra hatte noch nie direkt mit John Sinclair zu tun gehabt, gehört hatten sie allerdings schon voneinander.

»Ich freue mich wirklich, einen berühmten Kollegen kennenzulernen«, sagte der Professor und deutete auf einen Sessel. »Aber nehmen Sie doch Platz, Mister Sinclair.«

»Danke sehr.«

»Möchten Sie etwas trinken?«

»Ein Tonic-Water vielleicht.«

Zamorra lächelte. »Das steht sogar im Kühlschrank. Einen Moment bitte, ich hole es nur.«

Zamorra verschwand im Nebenraum. Unterdessen nahm John die Totenmaske aus dem kleinen Koffer und legte sie auf den Tisch.

»Meine Sekretärin, Miß Duval, ist schon zu Bett gegangen. Wir sind deshalb ganz unter uns, Mister Sinclair.«

Zamorra nahm auch ein Glas Tonic-Water. Die Männer prosteten sich zu.

Und dann begann John zu erzählen. Der Professor war ein aufmerksamer Zuhörer. Er unterbrach Sinclair mit keinem Wort, machte sich nur ab und zu Notizen. Als John fertig war, deutete Zamorra auf die Maske. »Das ist sie also«, meinte er gedankenversunken und nahm sie in die Hand.

Zamorra betrachtete die Maske einige Sekunden und legte sie dann wieder zurück. »Sie hat kein Gesicht mehr«, murmelte er. »Ein Zeichen, daß das Böse aus ihr gewichen ist. Sie ist nur noch ein altes Stück Holz, wenn ich das mal so sagen darf.« Zamorras Finger strichen die Konturen nach, formten bestimmte Linien und Symbole, doch die Maske zeigte keine Reaktion.

»Sie erwärmt sich nicht einmal«, sagte Zamorra, und sein Gesicht nahm einen nachdenklichen Ausdruck an.

»Besteht überhaupt eine Chance, die Männer wieder zurückzuholen? Sie sind im Tunnel der Zeiten verschwunden und in einer Zeit aufgewacht, die vielleicht Hunderte von Jahren zurückliegt. Zombola ist zurückgekommen. Um ihn zu bannen, müssen wir ihn wieder in die heutige Zeit holen.«

»Oder selbst eine Zeitreise machen«, sagte Zamorra leise.

»Aber das braucht Vorbereitungen. Wir müssen das Tor zur anderen Dimension finden. Wir müssen…«

»Ich weiß, ich weiß. Die Zeit steht uns nicht zur Verfügung. Wir müssen es eben auf eine andere Weise versuchen.«

»Und wie?«

»Mit meinem Amulett.«

»Ja, das wäre eventuell eine Möglichkeit.«

Professor Zamorra erhob sich und nahm seinen Koffer aus dem

Schrank. Er hatte das Amulett in einem Geheimversteck liegen und holte es jetzt hervor.

Das Erbe seiner Ahnen lag in einem kleinen mit rotem Samt ausgelegten Kästchen. Das Amulett war schon Jahrhunderte alt und ein Meisterstück der Feinschmiedekunst. Es war aus Silber und zeigte in der Mitte einen Drudenfuß, um den sich der innere Ring mit den Tierkreiszeichen gruppierte. Der äußere Ring zeigte geheimnisvolle Hieroglyphen, deren magische Kraft selbst Professor Zamorra nicht einmal genau kannte.

John Sinclair hatte schon von dem Amulett gehört, es jedoch nie gesehen. Als Zamorra die Schatulle öffnete und John seinen Talisman präsentierte, spürte der Oberinspektor die Kraft, die von dem Amulett ausging. Als John es mit seiner Hand berührte, merkte er, daß das Metall sich erwärmt hatte.

Behutsam nahm Zamorra das Amulett aus dem Samtbett. Wie gemalt lag es auf seinem Handteller.

Zamorra war in höchster Konzentration versunken.

Plötzlich sah er auf. »Wir müssen das Licht löschen.«

John erhob sich und knipste die Lampen an der Wand aus. Die Vorhänge waren bereits vor die Fenster gezogen worden.

John Sinclair tastete sich zu seinem Sessel zurück. Noch immer hatte Zamorra das Amulett auf der Handfläche liegen. Über seine Lippen drangen leise, murmelnde Sprüche.

Und plötzlich begann das Amulett zu strahlen. Wie ein Kranz legte sich ein grünsilber schimmerndes Licht um Zamorras Hand und hatte sogar noch die Intensität, die linke Gesichtshälfte des Gelehrten zu beleuchten, während die rechte im Schatten lag.

Vorsichtig streckte Zamorra den Arm aus und näherte sich der Totenmaske.

Das Leuchten wurde stärker. John konnte deutlich die Maske und ein Stück des Tisches erkennen.

Atemlose Spannung hatte die Männer gepackt. Zamorra wollte einen phantastischen Versuch starten. Er wollte Amulett und Totenmaske zusammenbringen.

Zwei Pole sollten aufeinandertreffen. Gut und Böse. Wer war letzten Endes stärker?

Zamorra neigte die Hand zur Seite. Das Amulett rutschte herunter, berührte die Totenmaske.

Gebannt starrte John Sinclair auf die Totenmaske. Weich wie Butter wurde das Holz plötzlich, und das Amulett drang in die Totenmaske hinein.

Im gleichen Augenblick zuckte ein Blitzstrahl auf. Er schoß aus der Maske hervor und raste in die Decke des Zimmers.

Professor Zamorra, der noch immer die Kette in der Hand hielt,

brüllte auf. Ein tanzender bläulicher Flammenschein umhüllte für winzige Augenblicke seine Gestalt.

Dann sackte der Professor kraftlos zusammen. Wie tot blieb er in seinem Sessel liegen, während das Amulett immer tiefer in die Totenmaske des Zauberers schnitt.

John Sinclair war aufgesprungen. Sein Blick flog zwischen dem Amulett und Professor Zamorra hin und her. Plötzlich begann die Luft in dem Zimmer zu flimmern. Eine unsichtbare Leinwand baute sich auf. Eine Leinwand, die die Gesetze der Zeit auslöschte, und die John Sinclair ein Geschehen zeigte, das weit zurücklag.

Doch die Hauptdarsteller in diesem Zeitfilm waren andere Menschen, die heute lebten, und durch einen unglückseligen Zufall in den Mechanismus von Raum und Zeit geraten waren.

Es waren Bill Conolly, Josh van Haarem und die beiden Killer Jason Lamont und Lern Dayton.

Und John Sinclair bekam Szenen zu sehen, die er nie in seinem Leben vergessen würde.

Er wurde Zeuge, wie man zwei Menschen hinrichtete…

***

»Sehen Sie etwas?« flüsterte Josh van Haarem, der Diamantenhändler rauh.

Bill Conolly winkte ab. Er kniete auf dem Boden und hatte sein rechtes Auge gegen einen Schlitz gepreßt, der ihm ein begrenztes Sichtfeld gestattete.

Eine Flammenwand loderte hoch. Halbnackte, gräßlich bemalte Männer tanzten in einem höllischen Reigen um das Feuer. Ihre Körper glänzten ölig, die Gesichter waren verzerrt, die Bewegungen unkontrolliert.

Immer weiter steigerte das wahnsinnige Trommeln den heißen Rhythmus. Die Bewegungen der Männer wurden noch wilder, noch aggressiver. Und Bill Conolly ahnte, daß sie sich in einem Mordrausch befanden. In einem Mordrausch, der von Zombola, dem großen Magier, gesteuert wurde.

Josh van Haarem war hinter Bill getreten und legte ihm die Hand auf die Schulter.

»Was ist denn nur, Mister Conolly? Was machen sie mit den beiden Gangstern?« Van Haarems Stimme klang drängend und ängstlich zugleich. Das, was hier geschah, überstieg seine Nervenkraft.

Bill drehte den Kopf vom Guckloch weg und rieb sich die Augen. »Ich kann nichts Genaues sehen«, antwortete er. »Wir müssen noch abwarten.«

»Bis sie uns holen?« fragte van Haarem und lachte freudlos.

»So lange nicht.«

»Wieso?«
»Wir werden fliehen. Oder es zumindest versuchen«, sagte Bill Conolly mit fester Stimme.
»Und wie haben Sie sich das vorgestellt?«
Bill stand auf. »Wir müssen noch ein paar Minuten warten, bis die Krieger sich auf die beiden anderen konzentrieren. Ich weiß, die Männer wird man töten und ich würde ihnen mit allen Mitteln helfen. Aber wir können es nicht. Unser Leben wäre dann genauso verschenkt.«
Van Haarem hatte den Blick gesenkt. »Sie wollen in den Dschungel. Wissen Sie, was das bedeutet?«
»Das weiß ich genau. Und ich kann mir auch vorstellen, daß wir keinen Weißen antreffen werden, falls wir tatsächlich eine Zeitreise in die Vergangenheit gemacht haben. Wann genau hat dieser Magier gelebt?«
»Vor ungefähr 400 Jahren«, erwiderte van Haarem. »Wenigstens besagen das die Schätzungen.«
»Dann werden wir in diesem Gebiet wohl keinen Weißen finden«, sagte Bill.
»Also hat unsere Flucht keinen Sinn.«
»Wieso denn das?« Der Reporter brauste auf. »Werfen Sie immer so schnell die Flinte ins Korn? Wir können uns zur Küste durchschlagen. Wir müssen sogar. Und eins sage ich Ihnen, van Haarem. Ich verrecke lieber im Sumpf, als daß ich mir von den Wilden den Kopf abschlagen lasse.«
»Beides ist ein unangenehmer Tod«, erwiderte van Haarem. In seiner Stimme lag bissiger Galgenhumor.
»Welcher Tod ist schon angenehm«, entgegnete Bill und schlug dem Diamantenhändler aufmunternd auf die Schulter.
Dann ging der Reporter wieder in die Knie und preßte sein Auge an den Spalt.
Das Feuer war schon etwas heruntergebrannt. Auch die Trommeln waren verstummt.
Niemand achtete mehr auf die Hütte mit den Gefangenen.
Bill hielt sein Taschenmesser bereits in der Hand. Die Eingangsklappe konnte er nicht öffnen. Sie war von außen raffiniert befestigt worden. Aber einen Sehschlitz hatte er schon mit dem Messer geschnitten. Jetzt kam es darauf an, die Öffnung schnell genug zu erweitern.
Bill arbeitete verbissen. Das Material war äußerst widerstandsfähig, und der Reporter mußte mehrmals ansetzen, um einen tiefen Schnitt zu bekommen.
Bald hatte er in die Hüttenwand einen senkrechten Schnitt von etwa einem Meter Länge hineingegraben.
Auch das schaffte Bill mit verbissener Energie. Einmal rutschte das

Messer ab, und die Klinge fuhr ihm in den Handballen.

»Mist«, zischte Bill, machte aber weiter.

Urplötzlich klang draußen der Schrei auf!

Er war gellend, unmenschlich und markerschütternd. Den beiden Männern fuhr dieser Schrei durch Mark und Bein. Bill kniff die Augen zusammen und preßte die Zähne aufeinander. Josh van Haarem hielt seine Hände gegen die Ohren gedrückt.

Genauso plötzlich brach der Schrei wieder ab.

Und dann brandete das Triumphgeheul der Krieger auf. Das infernalische Gebrüll stieg in den Nachthimmel und vereinigte sich zu einer schaurigen Melodie.

Jetzt war die Chance zur Flucht gekommen! Bill riß mit beiden Händen die schmale Öffnung auseinander.

»Sie zuerst!« fuhr er van Haarem an.

Der Diamantenhändler schlüpfte nach draußen. Augenblicklich folgte Bill Conolly.

Blitzschnell sah sich Bill um. Die Krieger hatten sich um etwas geschart, was auf dem Boden lag. Bill konnte sich denken, was es war, und ein Schauer lief über seinen Rücken.

Die nächste Hütte befand sich zwei Schritte weiter. Bill mußte sich nach links wenden, um sie zu erreichen. Der Reporter zog Josh van Haarem kurzerhand mit sich.

Sie tauchten im Schatten der Hütte unter. Sofort wurden sie von unzähligen Insekten umsummt. Die Luft war schwül und kaum zu atmen. Ein Stück weiter sah Bill die dunklen Schatten hoher Bäume gegen den mit Tausenden von Sternen übersäten Himmel aufragen. Diese Bäume mußten sie erreichen.

Am Feuer war der Singsang wieder aufgeklungen. Wahrscheinlich sollte jetzt die zweite Opferung vorbereitet werden.

Den Magier hatten die Männer noch nicht zu Gesicht bekommen. Vielleicht konnte die Flucht tatsächlich gelingen?

Bills Gedankenkette zerbrach. Aus dem Nichts war plötzlich vor ihm eine riesige Gestalt aufgetaucht.

Zombola!

Bill packte sein Taschenmesser fester und wußte doch, daß es nur eine lächerliche Waffe war.

Zombola sah schrecklich aus. Er war in ein Gewand aus Federn gehüllt, das in allen Farben glänzte und schillerte. Seinen Kopf krönte ebenfalls eine Federhaube, und in der Hand hielt er wieder seinen geheimnisvollen Fetisch. Nur das Gesicht hatte sich verändert. Es glich zwar immer noch der Maske, doch auf die Haut hatte sich der Magier seltsame Zeichen gemalt, die blutrot leuchteten.

Zombola streckte die Hand mit dem Fetisch aus. Dann schrie er einen Befehl.

Aus allen möglichen Ecken tauchten sie plötzlich auf. Halbnackte Krieger, bewaffnet mit Speeren und Lanzen. Bill und Josh van Haarem kamen gar nicht mehr dazu, sich zu wehren Innerhalb von Sekunden lagen sie am Boden.

Männer warfen sich auf sie. Bill roch das ranzige Öl, mit dem die Wilden ihre Körper eingerieben hatten, und ihm wurde schlecht. Man riß seine Arme auf den Rücken und drehte Schnur um die Handgelenke.

Mit Josh van Haarem geschah das gleiche.

Dann wurden die Männer hochgezogen und in einem Triumphmarsch zum Feuer gestoßen, um dort geopfert zu werden.

Geopfert einem Magier und Zauberpriester, dem die Eingeborenen mit hündischer Ergebenheit dienten.

»Ich glaube, jetzt haben wir endgültig verloren«, sagte Josh van Haarem und hatte Mühe, ein Schluchzen zu unterdrücken.

»Ja. Es tut mir leid«, erwiderte Bill Conolly und senkte den Kopf. Wenn jetzt nicht ein Wunder geschah, konnte sie nichts mehr retten…

***

Gedankenschnell wechselten die Szenen. John sah Bilder von blutigen Ritualen, sah seltene fremdartige Tänze und blickte dann gebannt auf den Zauberer in seinem langen mit Federn geschmückten Gewand. Zombola war der wahre König. Mit weit ausgebreiteten Armen stand er vor dem flackernden Feuer und dirigierte seine Untertanen wie Marionetten.

Dann sah John Sinclair wieder die beiden Weißen. Apathisch hingen sie in den Armen der grellbemalten Wilden. Ein Krieger, der eine unförmige Figur und eine gespaltene Oberlippe hatte, trat ehrfürchtig in den Kreis. In der Hand hielt er eine gefährliche Waffe.

Ein Krummschwert!

Zombola lachte und deutete dann auf die beiden Weißen. Der Henker nickte zum Einverständnis. Die Flammen malten drohende düstere Schatten auf sein Gesicht und ließen ihn aussehen, wie einen Teufel.

Das Bild verwischte.

John Sinclair hielt die Hände geballt. Sein Mund bildete einen dünnen Strich. Wut über seine eigene Hilflosigkeit keimte in ihm hoch. Was er hier sah, lag weit in der Vergangenheit, und doch spielten Personen aus der Gegenwart die Hauptrolle. Ein Zeitparadoxon, das dem menschlichen Verstand entgegenwirkte.

Und doch war es eine Tatsache.

Das Bild wurde wieder deutlicher. So als hätte man einen Schleier weggezogen.

Wieder sah John Sinclair das Feuer, doch jetzt war es schon etwas heruntergebrannt. Dicht vor den Flammen stand der Henker. Sein

nackter Oberkörper glänzte ölig. Nach wie vor hielt er das Krummschwert in seiner Rechten.

Die Klinge war blutverschmiert…

Das grausame Geschehen war bereits vorbei.

John Sinclair hörte sich nicht einmal stöhnen. Die eigene Hilflosigkeit machte ihn fast wahnsinnig. Doch es waren vier Männer gefangen. Noch lebten Bill Conolly und Josh van Haarem. Sie würden das gleiche Schicksal erleiden wie die beiden Gangster.

Das Bild wechselte. Dunkelheit breitete sich aus. John sah die Umrisse zahlreicher Hütten und die Schatten der hohen Dschungelbäume. Und er sah Bill Conolly.

Die Lippen des Oberinspektors bebten, als der Reporter in sein Blickfeld geriet. Bill hatte es mit Josh van Haarem geschafft, aus einer Hütte zu entkommen. Sie standen jetzt eng mit dem Rücken an eine Hüttenwand gepreßt, warteten auf einen günstigen Augenblick, um fliehen zu können.

Doch Bill und Josh van Haarem sahen nicht die zahlreichen Schatten, die die Hütte eingekreist hatten.

Zombolas Krieger waren auf der Hut!

Johns Lippen formten unhörbare Worte. Er wollte Bill etwas zurufen, doch er wußte im gleichen Augenblick, daß es nutzlos war. Der Oberinspektor war in Schweiß gebadet. Die beiden hatten keine Chance, nicht in diesem Land und nicht in diesem Dorf.

Und da hatten die Krieger die Männer auch schon entdeckt. Ein Dutzend dunkler Körper stürzte sich auf die beiden Fremden. Bill und Josh van Haarem wurden zu Boden geschlagen und blitzschnell gefesselt.

Pfeifend drang die Luft über John Sinclairs Lippen. Was vor ihm wie ein Film ablief, war zuviel für seine Nerven. Hilflos würde er mit ansehen müssen, wie man seinen besten Freund tötete.

Ein schweres rasselndes Atmen riß John Sinclair wieder in die Wirklichkeit zurück.

Er drehte den Kopf.

Professor Zamorra lag noch immer in seinem Sessel. John konnte erkennen, daß sein Gesicht kalkweiß war, irgendwie durchsichtig wirkte und daß die Adern dick hervortraten.

Gleichzeitig verschwamm auch das Bild auf der imaginären Leinwand. Nur noch ein dichtes Flimmern war zu sehen.

Professor Zamorras Atem ging flach und heftig. John Sinclair faßte den Professor an beiden Schultern.

»Was ist mit Ihnen?«

Der Professor schüttelte den Kopf. Mühsam bewegte er die Lippen. »Das das Amulett«, hauchte er. »Sie – Sie müssen es aus der Totenmaske ziehen. Es ist ein Teil von mir, und die Totenmaske

entzieht ihm all die Kraft. Nehmen Sie es weg, sonst passiert etwas Schreckliches.«

Professor Zamorra wollte sich aufbäumen. Doch es blieb nur beim Versuch. Er war viel zu schwach.

John Sinclair war von dem Geschehen auf der ›Leinwand‹ so in Anspruch genommen worden, daß er nicht mehr auf die Maske geachtet hatte. Jetzt sah er sie wieder an.

Ein silberner Schleier hatte sich wie ein Reif um die Totenmaske verteilt. Das Amulett war in das Holz eingedrungen und hatte mit jedem Millimeter mehr von seiner Kraft verloren.

»Beeilen Sie sich«, flüsterte Professor Zamorra rauh.

John faßte die silberne Kette, die noch nicht verschwunden war. Wenn sie jetzt riß…

Der Oberinspektor durfte gar nicht daran denken.

Er hatte ein Stück der Kette um seinen Zeigefinger gewickelt. Vorsichtig zog er an dem Metall.

Und schon spürte er Widerstand. Es schien, als würde die Maske ihre Beute festhalten, wie ein Raubtier das Opfer.

Doch John gab nicht auf. Er konzentrierte all seine Kräfte auf diese Aufgabe. Und Stück für Stück entriß er das Amulett den ›Klauen‹ der Totenmaske.

Schon tauchte der äußere Ring mit den seltsamen Hieroglyphen auf. Die fremdartigen Symbole, deren genaue Wirkungsweise nicht einmal der Professor kannte, glühten plötzlich rot auf. Es war ein geisterhaftes Glühen, das sogar den silbernen Schimmer, der um die Maske lag, überlagerte. – Wurden hier Kräfte befreit, die seit Urzeiten geschlummert hatten?

John wußte keine Antwort. Er wollte auch jetzt keine wissen, er spürte nur, wie die Kraft der Totenmaske und die des Amuletts Überhand gewann.

John blieb weiterhin vorsichtig, obwohl er den geheimnisvollen Talisman am liebsten gewaltsam aus dem unheilvollen Bereich der Totenmaske gezogen hätte.

Dann hatte er es geschafft. Als wäre nichts geschehen, so lag das Amulett vor John Sinclair auf dem Tisch.

Mit dem Handrücken wischte sich der Oberinspektor den Schweiß von der Stirn. Er faßte das Amulett mit der linken Hand und übergab es dem Professor.

Zamorra hatte sich im Sessel aufgesetzt. Es war jetzt dunkel im Zimmer. John sah nur Zamorras Schatten.

»Machen Sie bitte Licht«, sagte der Professor.

John knipste zwei Wandkerzen an. Im gleichen Augenblick schrie er auf.

»Mein Gott, Bill Conolly!«

Für Sekunden verlor der Oberinspektor die Beherrschung, sah sich wild um.

Die ›Leinwand‹ war verschwunden.

Durch die Trennung von Totenmaske und Amulett war auch die Zeitbrücke verschwunden.

John Sinclair wollte etwas sagen, doch Professor Zamorra schnitt ihm schon vorher mit einer Handbewegung das Wort ab.

»Ich weiß, was geschehen ist«, sagte der Professor leise. »Ich habe durch das Amulett telepathischen Kontakt gehabt. Man will die beiden Männer hinrichten.« Zamorras Stimme klang tonlos. Sein Gesicht wirkte wie aus Marmor gehauen.

»Ja!« schrie John Sinclair plötzlich. »Man will sie hinrichten. Und wir sitzen hier und können nichts tun! Sind hilflos, verstehen Sie, Professor?«

John Sinclair hatte beide Hände auf den Tisch gestützt. Das Blut war ihm in den Kopf gestiegen, und seine Lippen bebten. »Oder sehen Sie noch eine Möglichkeit, Professor?«

Zamorra hob den Kopf. Seine graublauen Augen blickten John Sinclair hart an. »Vielleicht gibt es noch eine Chance«, sagte er.

»Und die wäre?« fragte John hastig.

»Sie haben eine mit Silberkugeln geladene Pistole?«

»Ja.«

»Dann zerstören Sie die Maske!«

***

Bill Conolly stemmte sich verzweifelt gegen die stahlharten Griffe seiner Peiniger. Er rammte seine Absätze in den Boden, doch Schläge und Tritte, die seinen Rücken trafen, trieben ihn wieder voran.

Josh van Haarem ging es nicht besser. Auch er versuchte sich zu wehren, doch seine Bemühungen wurden ebenfalls schon im Ansatz erstickt.

Gnadenlos zerrte man sie in die Nähe des Feuers.

Zu ihrer Hinrichtungsstätte.

Die anderen Krieger hatten eine Gasse gebildet, durch die Zombola wie ein König schritt. Die Federn bewegten sich im Wind und ließen den Zauberer aussehen wie einen übergroßen Vogel.

Bill stolperte mehr, als er ging. Die grellen Fratzen der Krieger zu beiden Seiten der Gasse wurden zu verschwommenen Flecken. Sogar der eintönige Singsang hatte wieder eingesetzt. Er brauste in Bills Ohren.

Und dann sah der Reporter den Henker!

Wie ein drohender, unheimlicher Scherenschnitt stand er vor den zuckenden Flammen. Die Klinge des Krummschwertes war noch blutbesudelt.

Bills Atem stockte. Mit diesem Schwert hatte der Henker Jason Lamont und Lern Dayton umgebracht.

Und jetzt waren sie an der Reihe!

Auch Josh van Haarem hatte den Henker gesehen. Plötzlich brüllte er los. Seine Nerven spielten nicht mehr mit. Es war zuviel gewesen.

»Ich will nicht sterben!« brüllte er. »Ich will nicht! Neiiinnn!«

Ein harter Faustschlag traf seinen Mund. Van Haarems Schrei erstickte.

Zombola hatte sich nicht ein einziges Mal umgedreht. Er war sich seiner Sache völlig sicher.

Dicht vor dem Feuer blieben Bill und Josh van Haarem stehen. Obwohl ihre Hände gefesselt waren, wurden sie immer noch von jeweils zwei Kriegern gehalten.

Jemand streute etwas in das Feuer. Augenblicklich schossen die Flammen hoch, und Bill zuckte mit dem Kopf zurück, als eine Hitzewelle ihn streifte. Der Zauberer wandte sich um. Er hob jetzt beide Arme, um zu seinem Volk zu sprechen.

Ob Bill wollte oder nicht, er mußte in dieses bemalte Gesicht des Dämons blicken.

Es war eine gräßliche Fratze, mit Zeichen und Symbolen überdeckt, die Bill noch nicht gesehen hatte. Der Reporter wußte nicht, daß sie gar nicht von dieser Welt stammten, daß sie Symbole der Hölle waren oder Überlieferungen eines Volkes, das vielleicht mal vor Tausenden von Jahren die Erde besucht hatte.

Seltsam, welche Gedanken mir im Augenblick des Todes kommen, dachte Bill.

Sein Schicksal stand für ihn fest. Die Angst, die Hoffnung, beides war verflogen wie ein Staubkorn im Wind. Zurückgeblieben war eine gewisse Gleichgültigkeit, eine Lethargie, die wohl irgendwann jeden Delinquenten erfaßte.

Bill hörte nicht auf die Worte des Magiers. Er dachte plötzlich an Sheila, seine Frau. In einer Vision tauchte ihr Gesicht auf. Sheilas Lippen schienen etwas zu sagen, schienen ihm Mut machen zu wollen, und Bill Conolly lächelte plötzlich, während er gleichzeitig mit den Tränen kämpfte.

»Sheila«, flüsterten seine Lippen. Es war ein letzter Gruß, den ein Mann seiner Frau über Zeit und Raum hinweg schicken wollte.

Das brutale Geschrei des Zauberers durchbrach Bills Gedanken. Die Krieger, – die ihn gehalten hatten, stießen ihn nach vorn, direkt auf Zombola zu.

Der Magier faßte in Bills Haar. Gnadenlos zog er ihm den Kopf nach unten, damit Bill den Oberkörper beugte.

Hinter sich hörte der Reporter Josh van Haarem schreien und toben.

Ein gräßliches Lachen drang plötzlich aus der Kehle des Magiers. Er

gab seinem Henker ein Zeichen.
Der Krieger gehorchte. Fest packte er den Griff des Schwertes und hob es an, um zu einem präzisen Schlag ansetzen zu können…

***

Im ersten Moment dachte John Sinclair, ihn träfe der Schlag. Er sollte die Maske zerstören, das einzige Glied in der Verbindungskette zu Bill Conolly.

Unmöglich! schoß es dem Oberinspektor durch den Kopf.

»Was ist? Weshalb zögern Sie?« Professor Zamorras Stimme klang drängend und fragend zugleich.

»Ich…« John Sinclair hob die Schultern, wollte etwas erklären, schwieg aber dann, weil er zu der Überzeugung kam, daß es doch keinen Zweck hatte.

Wie unter einer schweren Last stehend holte der Oberinspektor seine Waffe aus der Halfter.

Oft genug hatte ihm diese Pistole schon das Leben gerettet, und jetzt konnte sie unter Umständen daran schuld sein, wenn sein bester Freund starb. Aber es gab einfach keine andere Möglichkeit mehr. John Sinclair mußte das Risiko eingehen.

John ließ das in der Waffe steckende Magazin herausgleiten. Es war noch mit normalen Bleikugeln gefüllt. John legte das Magazin auf den Tisch und zog ein neues aus der Hosentasche. Dieses war mit spezialangefertigten, geweihten Silberkugeln geladen. Mit dem Ballen der rechten Hand stieß John das neue Magazin in den Kolben der Waffe.

Er war bereit!

Im Zimmer war es grabstill. Auch aus den Nachbarräumen war kein Laut zu hören. Die Wände waren schallisoliert. John Sinclair und Professor Zamorra fühlten sich als die einsamsten Menschen auf dem Erdball.

Langsam hob John den Arm mit der Waffe.

Wie festgeklebt lag John Sinclairs Zeigefinger um den Abzug der Waffe. Die Finger seiner linken Hand spannten sich um das rechte Handgelenk, stützten es ab.

Professor Zamorra hatte sich in seinem Sessel vorgebeugt. Auch ihn hatte die Spannung gepackt.

Da zog John durch!

Ein peitschender Knall zerschnitt die Stille des Zimmers. Die Kugel jagte aus dem Lauf der Pistole und traf genau in das Zentrum der Totenmaske.

Doch die Maske schluckte die Silberkugel wie ein Teig und zeigte keine Reaktion.

»Schießen Sie!« schrie Zamorra. »Los!«

Wieder feuerte John. Zweimal hintereinander. Beide Kugeln jagte er an der Stelle in die Maske, wo sich vorher die Augen befunden hatten.

Noch schwebten die Echos der Schüsse durch das Zimmer, als ein gräßliches Aufstöhnen die Männer erstarren ließ.

Die Totenmaske hatte es ausgestoßen!

Etwas Makabres geschah. Das tote Holz der Maske begann zu leben, verformte sich. Die Linien eines Gesichtes zeichneten sich ab, der klaffende Mund höhlte das Holz nach innen aus und stieß gellende Schreie aus.

Unendliche Qual zeichnete sich auf dem Gesicht der Totenmaske ab. Die Luft über dem Tisch verdichtete sich plötzlich, war auf einmal wie mit Elektrizität aufgeladen und nahm die Konturen eines Menschen an.

Ein Geist schwebte im Raum. Ein gesichtsloser Geist, bekleidet mit einem Umhang aus Federn.

Es war der Geist des Magiers Zombola!

Er schwebte über der Totenmaske, wiegte sich nach einer unhörbaren Musik, formte dann eine Spirale und drang wie ein Pfeil in die Totenmaske ein.

Gebannt hatten John Sinclair und Professor Zamorra dem Schauspiel zugesehen.

Schon war der Geist verschwunden, war völlig in die Maske hineingesaugt worden.

Noch immer war das von Qualen gezeichnete Gesicht zu sehen, und noch immer bewegten sich die Lippen.

Doch plötzlich gab es ein splitterndes Geräusch. Ehe die beiden Männer etwas unternehmen konnten, war die Maske in der Mitte auseinandergebrochen und von einer Sekunde zur anderen zu Staub zerfallen.

Erschöpft ließ sich John Sinclair in einen Sessel fallen. Die Totenmaske existierte nicht mehr. Das Böse war wieder einmal getilgt worden, doch John Sinclair konnte keinen rechten Triumph empfinden. Er dachte an Bill Conolly und Josh van Haarem. Würde er sie jemals wiedersehen?

***

Bill Conolly erwartete den tödlichen Hieb!

Der Reporter hielt die Augen geschlossen, dachte an das Pfeifen des Krummschwertes, wenn es die Luft durchschnitt und…

Nichts geschah!

Sekunden vertropften…

Und dann hörte Bill Conolly ein schreckliches Röcheln. Zuerst dachte er an Josh van Haarem, doch dann riß ihn die Stimme des Diamantenhändlers aus seiner Erstarrung.

»Mensch, Conolly! Sehen Sie nur!«

Bill erhob sich aus seiner gebückten Haltung. Was er sah, ließ ihn an seinem Verstand zweifeln.

Das Feuer flackerte nur noch schwach.

Die Flammen erreichten kaum die Kniehöhe und fielen immer weiter zusammen. Doch das Licht reichte noch aus, um Zombola zu erkennen. Er hielt beide Hände gegen das Genick gepreßt. Zwischen seinen gespreizten Fingern quoll eine dunkle Flüssigkeit hervor und rann an dem Federmantel hinab.

Schwarzes Dämonenblut!

Auch die zahlreichen Krieger standen wie festgeleimt auf der Stelle. Selbst der Henker war erstarrt. Seine Rechte war zum Schlag erhoben und umklammerte immer noch das Krummschwert. Die Schneide befand sich etwa eine Armlänge von Bill Conollys Nacken entfernt.

Was war geschehen?

Irgendein Ereignis hatte die Zeit angehalten.

Nur noch Zombola, Bill Conolly und Josh van Haarem konnten sich bewegen.

Doch auch die Zeit des Zauberers neigte sich dem Ende zu. Die Gestalt wurde auf einmal durchscheinend, ein heller Schemen stieg aus der Gestalt empor, und das Federkleid fiel auseinander.

Und mit diesem unbegreiflichen Vorgang wurde auch der Eingang zum Tunnel der Zeiten wieder geöffnet.

Unter Bill Conolly und Josh van Haarem öffnete sich ein unendlich tiefer Schacht, in den sie mit unwiderstehlicher Gewalt hineingerissen wurden.

Bill Conolly und Josh van Haarem kamen nicht mehr dazu, einen Schrei auszustoßen. Eine andere Macht nahm sie gefangen und löschte ihr Bewußtsein aus.

***

Der Reporter spürte keine Schmerzen, als er wieder zu sich kam. Nur ein seltsamer, unerklärbarer Druck lastete auf seinem Kopf.

Bill ächzte und schlug die Augen auf.

Sein Blick traf auf eine mit edlem Holz getäfelte Decke. Der Reporter runzelte die Stirn.

Diese Decke kannte er doch.

Da fiel es ihm wieder ein. Sicher, er hatte sie in Josh van Haarems Keller gesehen, in dem sich auch der Schmuck befand.

Bill wollte sich erheben, doch er stellte fest, daß er gefesselt war. Grüne Bänder umspannten seine Handgelenke.

Bänder?

Schlagartig kam bei Bill Conolly die Erinnerung zurück. Die Zeitreise, der Magier Zombola, der Henker…

Bill drehte den Kopf. Neben ihm lag Josh van Haarem. Er war bewußtlos. Genau wie in der Hütte.

Mit einem Schwung setzte sich der Reporter auf. Er zerrte und riß an seinen Fesseln. Ohne Erfolg, sie saßen zu fest. »Mister van Haarem«, rief Bill und stieß den Diamantenhändler mit dem Fuß an.

Van Haarem rührte sich nicht. Nur seine Brust hob und senkte sich unter schweren Atemzügen.

Plötzlich hörte Bill Conolly Stimmen und Schritte. Es waren zwei Männer, die die Treppe zum Keller hinunterkamen und sich dabei unterhielten.

Bill Conolly konnte nicht wissen, daß die beiden Scotland-Yard-Beamte waren.

»Die Diamanten haben wir in Sicherheit gebracht«, sagte der eine soeben. »Wir haben auch einige Prints im Keller gefunden. Was ich allerdings noch gerne wissen will, ist…«

Der Mann verstummte. Er hatte mit seinem Kollegen den Keller erreicht. Beide starrten sie ungläubig auf die am Boden liegenden Männer.

Bill konnte nicht anders. Er mußte grinsen, als er die Gesichter der Männer sah.

»Wo kommen Sie denn her?« fragte einer der Beamten und starrte auf Bills gefesselte Hände.

»Ob Sie's glauben oder nicht, direkt aus Afrika«, gab der Reporter zurück und erntete dafür einen bitterbösen Blick. Bill hielt seine Arme hoch. »Was ist, Gentlemen, wollen Sie mir nicht die Fesseln abnehmen? Ich muß unbedingt meine Frau anrufen. Sie macht sich schließlich Sorgen…«

***

Noch in der gleichen Nacht wurden John Sinclair und Professor Zamorra informiert. Natürlich dachte niemand an Schlaf. Man saß im Hotelzimmer des Professors beieinander und besprach den Fall in allen Einzelheiten. Sheila wich dabei nicht von der Seite ihres Mannes. An die Öffentlichkeit sollte kein Wort dringen. Und auch van Haarem gelobte zu schweigen. Nur einmal noch konnte sich Sheila Conolly eine Frage nicht verkneifen. »Wie stehen Sie zu Ihrem Wort, Mister van Haarem? Darf ich mir immer noch ein Schmuckstück aus Ihrer Sammlung aussuchen?«

»Ja, Mrs. Conolly«, erwiderte der Diamantenhändler spontan. »Aber eine afrikanische Totenmaske, die brauchen Sie mir nicht mehr anzubieten. Davon habe ich die Nase voll.«

ENDE